

Jüdische Korrespondenz

Monatsblatt des Jüdischen Kulturvereins Berlin e.V. ■ Siwan/Tammus/Aw 5765 ■ Juli/August 2005 ■ Nr. 7/8 ■ 15. Jahrgang ■ 1, 20€

Ist das Glas noch halbvoll? Von Irene Runge / Andreas Poetke



Der JKV-Vorstand v.l.n.r. Andrée Fischer-Marum, Irene Runge, dahinter Andreas Poetke, Johann Colden, Ralf Bachmann Foto: Igor Chalmiev

Hätte uns jemand im Winter 1989 gewarnt, unser Leben würde alsbald Jüdischer Kulturverein heißen, wir hätten belustigt abgewinkt. Hätte man uns gesagt, wir könnten Deutschlands jüdisches Leben durch eine Einwanderung aus der Sowjetunion retten, wir hätten wohl laut gelacht. Doch nach 16 Jahren wissen wir: So war es. Das Projekt JKV ist seither unsere Herzensangelegenheit, wir arbeiten täglich, logisch und historisch dafür, doch die Lage ist schwierig. Der rote Senat meint, uns nicht fördern zu können; als es gegangen wäre, da wollten uns seine Vorgänger nicht haben. Bitterer ist, wie sich ein Zentralrat der Juden für unsere Facette jüdischen Lebens auf keinen Fall verwenden will, und nur kurz keimte Hoffnung, mit der Wahl unseres Freundes und Förderers Albert Meyer zum Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde folge der Durchbruch. So bleibt uns nur der bunte Strauß orthodoxer, liberaler wie säkularer jüdischer Sympathisanten und nichtjüdischer Gäste. Daraus wird keine Zukunft. 1986 standen die Ostberliner Zeitzeichen auf »Wir-für-uns«. Für erste und rückerinnerte Schritte ins eigene Judentum bedurfte es der Gemeinschaft. 1989 wirbelte der Wendesturm unser Selbstverständnis durcheinander, der JKV wurde das schützende Dach. Nicht wenige der damals schon 70-Jährigen haben uns seither auf immer verlassen, Jüngere gingen andere Wege, Nachwuchs fehlt. Wir konstatieren daher: Dieser Verein ist aus bekannten Gründen *unser Verein*. Wir, die Konstrukteure, sind Zeitzeugen jüdischen Aufbruchs in - und des Endes der DDR. 16 Jahre Arbeit sind gut investiert, eine Institution entstand, die sich konsequent mit einer im Ju-

dentum wurzelnden politischen Message und ihrem Bildungsbeitrag empfohlen hat. An Medieninteresse und Besuchern herrscht kein Mangel, doch Mitglieder kommen wegen hohen Lebensalters, der Wege und anderer Prioritäten eher selten. Geblieben ist eine starke Identifikation mit »ihrem« Verein, davon zeugen auch die pünktlichen Mitgliedsbeiträge auf dem Konto. All das spricht für sich und für uns. Natürlich diskutiert der Vorstand auf jeder Sitzung die Vereinszukunft, wurden Auswege, neue Orte und vorstellbare Partnerschaften

geprüft, aber eine Lösung haben wir nicht gefunden. Die klassische Frage bleibt. Was tun? Seit einem Jahr sind wir z.B. Gründungsmitglied im Migrationsrat Berlin-Brandenburg, wir haben ein anderes Berlin kennengelernt, wir werden mit unseren Erfahrungen gebraucht. Ärgerlich finden wir hingegen, dass Politiker aller Couleur von Freude über die neuentstehende jüdische Gemeinschaft tönen, und wir das Stichwort Einwanderung und den Hinweis auf unsere Teilhabe einfügen müssen. Die Innenpolitik möchte das Einwandern lieber aussetzen, der jüdischen Vielfalt wird die Förderung ohnedies weitestgehend verweigert. Das ist nicht nur unser Dilemma. Wir werden das halbleere Glas nicht mehr füllen. Mangels neuer Wunder muss der Jüdische Kulturverein also gemessenen Schrittes, doch mit würdiger Heiterkeit in spätestens einem Jahr die Bühne verlassen. Die Galgenfrist leisten wir uns. Vor Pessach haben wir den Mietvertrag bis 30. Juni 2006 verlängert. Die Arbeitsagentur aber hat über unsere zwei Arbeitsstellen ab 1. Juli diesen Jahres noch nicht entschieden und 1-Euro-Jobs sind ungeklärt. Unser letztes Jahr wird dennoch nicht wie unser erstes sein, als sich Mitglieder und Freunde noch jugendlich einbringen konnten. Trotz allem: 16 Jahre JKV sind eine Erfolgsgeschichte. Auf der Dankesliste stehen viele Namen, die Abschlussbilanz kommt am Ende. Natürlich hat Rabbiner Teichtal uns wie stets erinnert, dass wir den Segen des Rebbe haben. Es wird gut, heißt das. Wir deuten es so, dass wir uns mit einem weinenden und einem lachenden Auge neuen Aufgaben zuwenden werden. So hat eben alles seine Zeit. ■

Optimisten am Werk

Von Ralf Bachmann

Der Zulauf war zwar erheblich schwächer als zum unweigerlich letzten JKV-Channukafest, doch ich empfand die diesjährige unter dem guten Dutzend Mitgliederversammlungen, an denen ich teilnehmen konnte, als eine der bemerkenswertesten. Warum? Irene Runge und Andreas Poetke hatten im Tätigkeits- und im Finanzbericht des Vorstandes (Kerngedanken nebenstehend) die eindrucksvolle 15-jährige Erfolgsbilanz und einen mit Zahlen und Fakten belegten Blick in die nahe Zukunft des Vereins geboten. Er besagte: Die Tage des Vereins in seiner bisherigen Form neigen sich allmählich dem Ende zu. Aber die Reaktion darauf war kein allgemeines Wehklagen darüber, dass wir alle älter werden, dass politische und jüdische Partner viel angekündigt und nichts getan haben und Wunder auf sich warten lassen, sondern eine nachdenkliche, schöpferische Debatte. In ihrem Mittelpunkt stand, dass es einen tiefen Widerspruch zwischen den gesellschaftlichen Anforderungen an uns als säkulare jüdische Organisation und unseren Kräften und Möglichkeiten gibt. Wie sehr man uns braucht, spürt man an oft stürmischen Reaktionen auf unsere Stellungnahmen zu aktuellen, zu jüdischen und Migrationsthemen. Ein Teilnehmer sagte, wir sind 150 Mitglieder und Freunde, aber in der Öffentlichkeit erweckt es den Eindruck, da seien Tausende am Werk. Igor Chalmiev berichtete über die Workshops und am eigenen Beispiel über den Nutzen des JKV für die Integration von Zuwanderern. Die Jüdische Korrespondenz wird nicht nur von Mitgliedern, ein Drittel davon über 75 und oft nur durch unsere Newsletter über das Verbandsleben informiert, und Abonnenten, sondern auch in Redaktionen, Ministerien und Online als wichtige jüdische Stimme gelesen. Wenn wir, wurde erinnert, die Zahl der Veranstaltungen reduzieren, dürfen wir nicht vergessen, dass bestimmte nur von uns geboten werden. Unter dem Strich: Gründe genug, weiterzumachen, so lange es geht. Und es geht nur, wenn wir uns mehr und mehr auf das Wichtigste konzentrieren und das Zauberwort Ehrenamt belebender wirkt. Über den Vorstand, nun schon so viele Jahre im Dauer-Ehrenamt erprobt, war man im Übrigen des Lobes voll und dankte ihm mit viel Beifall. Habt ihr überhaupt noch Lust? fragte eine in der Runde. Die Lust an der politischen Aufgabe ist geblieben, war die Antwort. Auch wenn die Tage der Vereins endlich sind: Noch brennt die Flamme, noch ist Öl im Docht, noch spielt die Musik, noch ist Zeit für das Wunder. Ist das Optimismus? ■

Er nahm das Kreuz

Von Irene Runge



Foto: Tobias Barniske

Wie er lebt und lebt - so lacht er, Ari Rath (80), der fast schon legendäre frühere Herausgeber der Jerusalem Post. Das Foto entstand in Berlin, er spricht nach der Entgegennahme des Bundesverdienstkreuzes erster Klasse. Fast triumphierend, und fak-

tisch im »ehemaligen Zentrum der Nazimacht«. Rudolf Dressler, Deutschlands Botschafter in Israel, hielt eine freundschaftliche Laudatio, der Ausgezeichnete erwiderte, dass das Kreuz von den Kreuzzügen bis zum Hakenkreuz eine schwere Belastung für Juden ist. Dass er sich entschloss, dieses anzunehmen, erkläre sich daraus, dass er die hohe Auszeichnung als Sieg der jüdischen, der guten und anständigen Menschen verstehe. Der Orden ehre jene Generation, der es verweigert wurde, Dienste für ein deutsches Land zu leisten. Wegen Ari Rath hatte das Moses Mendelssohn Zentrum an diesem Tag zum Symposium über das deutsch-israelische Verhältnis geladen. Einige Bauleute jener Beziehungen, frühere Botschafter, auch Journalisten, sprachen über den Verlauf dieses großen historischen Entwurfs. Mir erscheint Ari Rath noch immer wie ein Fels in der israelischen Brandung. Er ist Mittler wie Kritiker, ein *mensh*, der wegen seines Humors, seiner Zuverlässigkeit und um seines Scharfsinns willen - nicht zuletzt auch wegen seiner Kochkünste von solchen wie mir geliebt wird. Geboren und verwöhnt im gutbürgerlichen Wien, floh er 1938 nach Palästina. Er wurde Kibbutznik und heimlicher Waffeneinkäufer, ist stolz darauf, dass er körperlich hart gearbeitet hat und neben dem Studium schreibend sein Zubrot verdiente, bis er sich ganz dem Journalismus verschrieb. O-Ton Ari Rath am Tage der Ehrung: Wer hätte gedacht, dass der große Siedlungsbauer Sharon als erster Regierungschef Siedlungen auflösen würde?

Über 31 Jahre, bis zu seiner nicht freiwilligen Pensionierung, galt er als maßgeblich kommentierende Stimme Israels. Er zog eine journalistische Elite heran und prägte die Jerusalem Post. Er gestaltete sie freier und offener, und auf ihre Weise hat auch sie ihn geprägt. Das und sehr viel mehr sagt er im spannenden biographischen Dokumentarfilm aus Österreich »Wenn man lebt, erlebt man - Ari Rath, Israeli mit Wiener Wurzeln«, der nach dem Kolloquium gezeigt wurde. Israel und Palästina, Friede und kein Terror, dafür habe er von Anfang an gewirkt. Klare Sätze wie diese räumen jeden Zweifel aus, dass Ari Rath sich alsbald aufs Altenteil zurückziehen könnte. ■

»Schöne Grüße aus Auschwitz« Von Rosa Lewin

»Waldsee - 1944. Schöne Grüße aus Auschwitz« Eigentlich ist es nur das Wort »Auschwitz« im verführerisch einladenden Titel der derzeitigen Ausstellung des Collegium Hungarum Berlin, das nicht zum Kontext zu passen scheint. Und doch ist es - sieht man von der Jahreszahl ab - das einzige, das die Wahrheit sagt. Der Waldsee ist erfunden, die schönen Grüße sollen etwas vorgaukeln. Der reale Hintergrund des Ausstellungsnamens ist eine zynische Täuschungsaktion der SS. 1944 wurden in einem sehr kurzen Zeitraum die meisten Budapester Juden nach Auschwitz deportiert. Um in dieser späten Kriegsphase Panik zu vermeiden und den Zweck der Aktion zu verschleiern, zwangen die SS-Leute die Deportierten, vor ihrer Ermordung Karten mit Texten wie »Wir sind gut angekommen. Ich habe eine Arbeit in meinem Beruf bekommen.« oder »Uns geht's gut. Kommt nach!« abzufassen. Als Absender fügten die Mörder »Waldsee«, einen erfundenen österreichischen Ferienort, ein.

60 Jahre danach hat die Budapester Galerie 2B ungarische und internationale Künstler dazu eingeladen, ihre Gedanken zu diesem Vorgang künstlerisch zu gestalten. Als einzige Vorgabe wurde die Bedingung gestellt, sich an das Postkartenformat der »Waldsee«-Karten zu halten. Dieses formale

Korsett bereitete einigen offenbar ein wenig Kopfzerbrechen, weshalb der ebenfalls ausgestellte Katalog mit Stellungnahmen und Erläuterungen der Beteiligten noch unentbehrlicher für den Betrachter als bei anderen Expositionen wird. Das Echo auf die Einladung bei bereits berühmten und bei noch suchenden jungen Künstlern war ebenso bemerkenswert wie der Ideenreichtum ihrer Werke. »Es mag der perverse Kontrast zwischen der erlogenen Naturidylle, der nur scheinbaren menschlichen Verbundenheit und der tatsächlich funktionierenden Mordmaschinerie sein, der so namhafte Persönlichkeiten wie Laszlo Rajk und Dora Maurer, aber auch dem Thema schon wegen ihrer Jugend fremde junge Künstler inspiriert und angezogen hat«, vermutete Ralf Bachmann, der im Namen des Jüdischen Kulturvereins die Eröffnungsansprache hielt und den aktuellen Wert des künstlerischen Engagements gegen Antisemitismus in Ungarn wie in Deutschland würdigte.

Die Ausstellungsorganisatoren Ágnes Berger und Laszlo Böröcz dankten dem JKV herzlich für sein Engagement, für gute Zusammenarbeit und Unterstützung. Die Ausstellung ist bis 3. Juli in der Karl-Liebnecht-Straße 9 zu sehen. Dann wird sie im Hebrew Union College in New York gezeigt. ■

Dank einer Anfrage aus dem Schauspielhaus und der Initiative des Jüdischen Kulturvereins, genauer von Igor Chalmiev, durften wir - eine Gruppe jüdischer Emigranten aus der ehemaligen UdSSR - am 20. Mai einem beeindruckenden Konzert im Schauspielhaus beiwohnen, auf dem die Sinfonie Nr. 5 des sowjetischen Komponisten Wladimir Jurowski uraufgeführt wurde.

Jurowski wurde am 20. März 1915 als Sohn eines jüdischen Fotografen geboren. Er studierte am Moskauer Konservatorium bei dem berühmten russischen Komponisten Nikolai Mjaskowski und war ein musikalischer Weggefährte von Dmitri Schostakowitsch. Aus seiner Feder stammen solche bedeutenden Werke der sowjetischen Musik wie die Ballette »Das Purpurgel« (1942), »Unter dem Himmel Italiens« (1952), »Janko - ein Musiker« (1962), sinfonische und oratorische Werke, Klavier-, Kammer- und Filmmusik. Wladimir Jurowski war ein unbequemer Zeitgenosse. Er vermied es, sich bei Stalin und seinem Regime anzubiedern. Dem Vorsitzenden des sowjetischen Komponistenverbandes Tichon Chrennikow sagte er einmal: »Du hast dein Talent verkauft, um Karriere zu machen!« Trotz der hohen Qualität seiner Kompositionen bekam der Jude Jurowski nie einen der damals beinahe obligatorischen Staatspreise.

»Es ist eine wirklich schöne Musik«, sagt der in Deutschland lebende Sohn des Komponisten Michail über die 5. Sinfonie. Er dirigierte das Rundfunk-Sinfonieorchester bei der Uraufführung dieses Werks seines Vaters im Schauspielhaus. Und wir stimmen ihm zu: Das ist ein wunderbares Werk mit einem voluminösen Klang und bezaubernden Melodien. Danke für diesen Abend, Igor, sagen Bella Guertchikova und Rimma Alperowitsch.

Achtung VdN-Rentenbezieher!
Die auf Seite 2, JK 06/05, angegebene Telefonnummer des Landesamtes für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten (Entschädigungsstelle) war leider falsch. Wir bitten um Entschuldigung. Die richtige Nummer lautet Berlin 90120. Sprechzeiten sind Montag, Dienstag und Freitag von 9 bis 12 Uhr.

Bei Durchsicht der JKV-Konten mussten wir leider feststellen, dass einige Mitglieder und Freunde sowie manche Bezieher der »Jüdischen Korrespondenz« ohne Rücksprache mit uns das Entrichten ihres Solidaritätsbeitrags für 2004 bzw. der Summe von 35 Euro pro Jahr für das reine Abonnement der JK bisher versäumt haben. Da der JKV, wie alle wissen, keinerlei institutionelle oder andere Förderung erhält, sind wir auf diese Gelder dringend angewiesen denn wir müssen die Miete usw. regelmäßig und ohne Abstriche zahlen. Wir bitten deshalb alle, die das Überweisen vergessen oder verschoben haben, diese Lücken alsbald zu schließen. Die JK ist jetzt auch elektronisch verfügbar. Bei Bedarf bitte eine Mail an JKV.Berlin@t-online.de
Der Vorstand

Palästina und Israel. Von der Macht des Zufalls

Von Alexandra Senfft

Als das Hilfswerk der Vereinten Nationen für Palästinaflüchtlinge (UNRWA) mich 1990 anwarb, um in der Westbank als Beobachterin zu arbeiten, war ich an einem Wendepunkt. Zuvor hatte ich zwei Jahre für die Grünen im Bundestag als Nahostreferentin der Fraktion gearbeitet. Da ich direkt aus der Islamwissenschaft kam, wo ich mich auf die moderne Geschichte des Nahen Ostens spezialisiert hatte, war ich fachlich auf diese Aufgabe vorbereitet. Dennoch brauchte ich ein Jahr, um mich von den Vereinnahmungsversuchen der jeweiligen Parteiströmungen zu befreien und deutlich zu machen, dass es mir um die Sache und nicht um parteipolitische Machtspiele ging.

Die erste Intifada war damals auf einem Höhepunkt, und die Meldungen über gebrochene Knochen, Tote, Verhaftungen und Kollektivstrafen ließen mich vehement für die Palästinenser streiten. Noch unerfahren und unter dem Eindruck der furchtbaren Ereignisse, hätte man mir den Vorwurf der Einseitigkeit damals gewiss machen können. Dennoch gab es für mich auch zu jener Zeit schon keine andere Lösung als die Beendigung der israelischen Besatzung und die Schaffung eines palästinensischen Staates an der Seite Israels.

Bei allem Engagement für die Palästinenser habe ich jedoch das Existenzrecht Israels und die Sicherheit seiner Bürger niemals in Frage gestellt. Ich erinnere mich noch gut an die nahezu hysterische Stimmung, die in der Grünen Fraktion ausbrach, nachdem Bundestagspräsident Philip Jenninger am 10.11.1988 seine verunglückte Rede zum Jahrestag der Reichspogromnacht gehalten hatte. Wären es denn tatsächlich seine eigenen Worte und nicht rhetorisch schlecht vortragene NSDAP-Zitate gewesen, hätte man Jenninger selbstverständlich unverzüglich zum Rücktritt auffordern müssen. Was mich jedoch irritierte war, wie auf die Rede reagiert wurde und sogar noch, bevor irgend jemand sie gelesen hatte. War es ein Unterton von Selbstgerechtigkeit, diese Haltung von »Wir sind die aufrechten Deutschen«, die mir unehrlich vorkamen? Bei der Abwicklung der DDR und beim Umgang der Westdeutschen mit den Ostdeutschen beschlich mich dieses Gefühl, hier werde die eigene Schuld auf die Schultern anderer übertragen, so dass man sich endlich der Last der eigenen Geschichte entledigen könnte, später übrigens wieder. Es war gewiss auch kein Zufall, dass der Historikerstreit, den Ernst Nolte 1986 vom Zaun gebrochen hatte, parallel zu Jenningers Rede und dem Fall der Mauer verlief. In dieser Zeit wurden vermutlich die Weichen gestellt, die uns durch die Kohl Ära zu den Skandalen um Jürgen Möller und Martin Hohmann führten.

Das Thema Schuld und die Last der Geschichte werden die Deutschen trotz aller Verdrängungsakte und politischen Versuche, endlich einen Schlusstrich unter die Vergangenheit zu ziehen, trotzdem weiter begleiten. Ich kenne das auch aus eigener Erfahrung, denn mein Großvater ist 1947 als Nazi-Verbrecher hingerichtet worden. Welche psychologischen Folgen seine Taten und

sein Ende für die Nachkommen hatten, hat sein jüngster Sohn, mein Onkel Malte Ludin, in seinem dokumentarischen Film »2 oder 3 Dinge, die ich von ihm weiß« schmerzhaft dokumentiert – die Verdrängungen meiner Familie sind geradezu exemplarisch für unzählige andere deutsche Familien.

Als Vertreterin der Enkelgeneration empfinde ich keine persönliche Schuld. Als Deutsche aber fühle ich mich entschieden dafür verantwortlich, gegen Rassismus, Antisemitismus und Diskriminierungen jeglicher Art einzutreten.

1989 konnte ich anstelle von Otto Schily an einer Parlamentarierreise in den Nahen Osten teilnehmen. In den von Israel besetzten palästinensischen Gebieten lernte ich UNRWA-Mitarbeiter kennen. Bald darauf wurde ich von der UNO als *Refugee Affairs Officer* angeworben, um die Ereignisse in der Westbank zu beobachten. Bevor ich mich zu diesem Schritt entschied, befürchtete ich, während der Intifada Dinge zu erleben, die mich radikal einseitig machen würden. In diesem Bewusstsein habe ich nach meiner Ankunft sofort instinktiv meine Fühler zu beiden Seiten ausgestreckt. Die harten Wechsel zwischen den bürgerkriegsähnlichen Verhältnissen auf der palästinensischen und dem scheinbar normalen Alltag auf der israelischen Seite grenzten mitunter an einen psychischen Spagat.

In den fünf Monaten in der Westbank war ich täglich unterwegs, um möglichst sofort dort zur Stelle zu sein, wo es Zusammenstöße zwischen der Armee und palästinensischen Aufständischen oder sonstige Probleme gab. Mit meinen erschütternden Erfahrungen könnte ich ein ganzes Buch füllen. Das Schlimmste war für mich, wenn Kinder litten, seelisch traumatisiert, und brutalisierte, oft viel zu junge, IDF-Soldaten ihre Allmacht demonstrierten und Palästinenser demütigten. Dieser fast tägliche psychische Stress bewirkte das Gegenteil dessen, was ich befürchtet hatte: Ich distanzierte mich von den Konfliktparteien. Daran wird viel Selbstschutz mitgewirkt haben, denn was ich in dieser Zeit erlebte, war extrem belastend. Später, als ich schon längst als Journalistin arbeitete, habe ich mich manchmal geschämt, dass ich auf Unrecht nicht mehr so emotional wie früher reagieren konnte. Gelegentlich hatte ich aber auch ermutigende Eindrücke: Ich kann mich noch gut an den Reservisten erinnern, der aufrichtig bemüht war, die Kinder vom Steinewerfen abzuhalten, damit er nicht schießen musste. Er bat mich, ihm dabei zu helfen, was mir aber nur kurz gelang.

1990 ging ich als UNRWA Pressesprecherin in den Gazastreifen. Ich war anfangs alles andere als glücklich, denn vor Gaza graute mir – dieses Elend, dieses Gefängnis. Hätte ich gewusst, was für lebenswürdige, kluge Menschen ich dort kennen lernen würde, wäre ich nicht besorgt gewesen. Hätte ich gewusst, dass Gaza bei aller drängsalierenden Enge in den Flüchtlingslagern, bei aller Armut, dem Schmutz und Staub auch Tröstliches wie etwa das Meer hat, hätte ich nicht gehadert. Dort leitete ich das Pressebüro und war

unter anderem für die Kontakte zu Korrespondenten, Diplomaten, Politiker, Akademiker und anderen zuständig. Ich war wohl die erste UNRWA-Pressesprecherin, die sich auch mit israelischen Journalisten in Verbindung setzte und sie zu den Informationstouren einlud. Einige haben dieses Angebot angenommen, und auch aus diesen Begegnungen sind Freundschaften entstanden. Es war rührend, wie aufgeschlossen viele Flüchtlinge in den Lagern waren, wenn ich ihnen die israelischen Gäste vorstellte; manche konnten es kaum fassen, dass »die Besatzer« in Zivil ihrem schäbigen Haus die Ehre machten.

In Jerusalem hatte ich eine Gesangslehrerin, die in Riga einst Opernsängerin gewesen war. Während des 2. Weltkriegs hatte sie im Untergrund gegen die Nazis gekämpft, und es war nicht verwunderlich, dass sie dieser Deutschen, die obendrein noch in Gaza lebte, mit äußerstem Vorbehalt begegnete. Mitunter bekam sie Wutanfälle und fluchte sehr rassistisch über die Araber. Dank der Musik fanden die alte Dame und ich dennoch eine Ebene miteinander, auf der wir uns durchaus leiden konnten.

Den Golfkrieg gegen den Irak von 1990 habe ich in Gaza verbracht. Wir UNO-Mitarbeiter waren aus Sicherheitsgründen in unserer Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt, die Palästinenser hingegen regelrecht eingesperrt: Sechs Wochen lang standen sie unter Ausgangssperre, was in den engen Flüchtlingsbaracken eine physische und psychische Qual gewesen sein muss.

Das Pendeln zwischen den Welten war nach dem Golfkrieg umso anstrengender für mich. Freilich war es erholsam, Gaza zu entfliehen, aber es war jedes Mal auch ein Schock für mich, in eine israelische Stadt zu kommen, die von der furchtbaren Realität in den palästinensischen Gebieten völlig unberührt war. Heute, 14 Jahre später, wissen Israelis und Palästinenser noch immer genauso wenig voneinander wie damals.

Ich habe beide kennen und schätzen gelernt. Mein Respekt für alle Israelis, die sich unbeirrt von den politischen Wirren für den Frieden einsetzen, ist so unendlich wie für die Palästinenser, die allen Rückschlägen und Demütigungen zum Trotz weiterhin für eine friedliche Lösung des Konflikts kämpfen.

Ihretwegen habe ich mich auch nach meiner Kündigung von UNRWA im Sommer 1991 weiter für diese Region engagiert, neben meiner Profession ab 2000 auch im Rahmen des Deutsch-Israelischen Arbeitskreises für Frieden im Nahen Osten. Was uns Deutsche angeht, kann es nicht darum gehen, sich für die eine oder die andere Seite zu entscheiden, wie das leider zu oft der Fall ist, sondern darum, für beide, für Israelis und Palästinenser zugleich zu sein.

(Stark gekürzte Fassung des gleichnamigen Beitrags, erschienen in: *40 Jahre deutsch-israelische Beziehungen – Reflexionen und Erinnerungen*, Israel & Palästina.

Die Broschüre wurde herausgegeben vom Deutsch-Israelischen Arbeitskreis für Frieden im Nahen Osten (DIAK), 2/2005. ■

Ehre für afrikanischen Berliner Von Igor Chalmiev / Irene Runge

Das war ein großer Tag für Berlins Afrikanische Gemeinschaft, eigentlich für alle Migranten der Stadt, denn Pastor Botembe wurde mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet. Senatorin Dr. Knake-Werner und Pfarrerssohn Dr. Zeller sprachen über die großen Verdienste des bescheidenen Ausgezeichneten, denn Menschen wie er sind für Berlin überaus wichtig. Er selbst kam in der traditionellen Kleidung des Kongo zum Festakt in das Rote Rathaus. Der Orden am knallroten Band wurde ihm an das lange hellblaue Gewand geheftet.

Lo-Lowengo Botembe, 1942 in Zaire geboren, kam 1962 nach Süddeutschland, machte eine Lehre, wurde Siemensarbeiter, lebte in Westberlin. Hier fand er menschlichen Kontakt und politische Freunde. 1964 siedelte er in die DDR über. Er wurde Berufsschullehrer und wollte im Kongo ein Berufsschulzentrum gründen - doch er kam wieder nach Berlin-West, weil Mobutos Politik ihm keine Chance ließ. Hier arbeitete er jetzt mit Behinderten und Drogensüchtigen. Der zwischen Afrika und Europa und Ost-West-Wanderer war inzwischen vom Katholizismus zum Protestantismus übergetreten, studierte nun an der Humboldt-Universität Theologie, doch nach der Wende wurde er dennoch nicht ins Pfarramt berufen. Eine Schande, so der Protestant Dr. Zeller.

Botembe, Vater von fünf Kindern, folgte seiner tiefen Berufung, als er 1991 zielstrebig seine eigene Gemeinde, die Afrikanische Ökumenische Kirche als Verein gründete. In der Petersburger Stra-

ße 92 im Friedrichshain befindet sich dieses integrative Zuhause für die vermutlich 15 000 legalen und vielleicht 10 000 illegalen Afrikaner aller Herkünfte und Religionen. Barbara John, damals Berlins Ausländerbeauftragte, förderte das und lernte, wie sie in ihrer Rede sagte, manches dazu. In seiner flammenden Antwort auf alle Reden sprach Pastor Botembe von seinem Stolz, als schwarzer Berliner aktiv zu sein, über diese, seine Stadt, die Menschen aller Ursprünge gemeinsam tragen sollten. Er sprach davon, dass es keine DDR und keine alte BRD, sondern jetzt nur noch das neu zu gestaltende Deutschland gibt. Die hohe Auszeichnung nehme er stellvertretend für alle ungenannten Gastarbeiter und Vertragsarbeiter, für Migranten und Flüchtlinge, für diejenigen entgegen, die etwas tun wollen und handeln. Mehrmals wurde er von Beifall unterbrochen. Wir leben hier, darum werden wir alles für die Zukunft Berlins und Deutschlands tun und: »Ich bin ein Deutscher, ein Berliner geworden und ich bin ein Afrikaner aus dem Kongo geblieben. Ich bin älter und Großvater geworden«, sagte er sichtlich bewegt. Wie gut diese Mischung ist, zeigten der Beifall, die Begrüßungs- und Abschlussmusik und die lange Schlange der Gratulierenden, in die sich vor allem seine afrikanischen Landsleute und schwarze Deutsche, aber auch viele andere wie Berlins Migrationsbeauftragter Günter Piehning, wir vom JKV und die neue Sprecherin des Migrationsrates Berlin-Brandenburg, Edith Bruhns, geduldig einreihen. ■

Das traditionelle Kreuzberger AWO-Seniorensummerfest, moralisch vom JKV unterstützt, gefördert durch Senatsverwaltung für Gesundheit, Berliner Integrationsbeauftragten, AK Berliner

Senioren, Kotti e.V. und KoKo Mariannenplatz, war natürlich ein voller Erfolg. Die Sonne brannte nicht übermäßig, der Garten erwies sich wie stets als eine grüne Oase, geschmückt mit bunten Luftballons, Papierschlängen und blau-weiß gestreiften Zelten. Die Stimmung wuchs mit jeder Minute. Zwischen dem Buffet zum Selbstkostenpreis mit herausragendem polnisch-türkischen Angebot und deutscher Kuchenpracht, dank Musik und Tanz von Italien, Jamaika über die Tamilen bis nach Russland und anheimelnden Begrüßungsworten, saßen, drängelten und tanzten gut gelaunte die Gäste aus vielen Kulturen. Man kannte sich von früheren Festen oder lernte sich kennen. Der Dank für den wunderbaren Nachmittag gebührt allen Köchen und Köchinnen, den Organisatoren, ihren Helfern und Helfershelfern sowie den zahlreichen Gästen, denn sie sind die Würze bei jedem Treffen im AWO-Begegnungszentrum, auch Özcan Mutlu (MdB, Grüne) und Stefan Zackenfels (MdB, SPD) genossen sichtbar das Ambiente. Die Adalbertstraße 23 A ist übrigens jeden Tag ein Ort interkulturellen Berliner Lebens. S.K.



Der Migrationsrat Berlin Brandenburg (MRBB) hat einen neuen Vorstand. Sprecher: Edith Bruns (Haus der Kulturen Lateinamerikas e.V.), Koray Yilmaz-Günay (GLADT e.V.; Gays and Lesbians aus der Türkei) und Nika Nikac (Slowenischer Kultur-, Bildungs- und Sportverein »Slovenija« e.V.). Schatzmeisterin: Safeta Leka (Kultur- u. Sportgemeinschaft von Bosnien und Herzegowina, Behar e.V.). Beisitzer: Taye Teferra (Oromo Horn von Afrika Zentrum e.V.), Hasan Sezgin (Kurdisches Institut für Wissenschaft und Forschung e.V.), Mehmet Alpбек (Türkischer Bund in Berlin-Brandenburg e.V.). Ersatzkandidaten: Pavao Hudik (Serbische Kultur- und Sportvereinigung e.V.), Francois Nzinga (Afrikanische Ökumenische Kirche e.V.), Abdul Latif Salihi (Kirkuk - Solidarity e.V.). Kassenprüfer: Izabella Ebertowska (Polnischer Sozialrat e.V.), Andreas Poetke (Jüdischer Kulturverein Berlin e.V.), Fatma Tut (GLADT - Gays & Lesbians aus der Türkei e.V.). Der Vorstand hat das Ziel, den Migrationsrat Berlin - Brandenburg e.V. (i.G.) zum politischen Interessenvertreter aller in ihm organisierten Vereine auszubauen. Er wird sich insbesondere Arbeitsmarktfragen, der Zuwanderungs-, Flüchtlings- und Asylpolitik zuwenden. Der Vorstand erinnerte in einem ersten Appell alle demokratischen Parteien daran, bei ihren Wahlkampfüberlegungen nicht die Interessen zehntausender Einwanderer deutscher Staatsangehörigkeit zu übergehen, die am Ausgang dieser Wahl beteiligt sein werden. ■

VertreterInnen von rund 25 Vereinen der afrikanischen Diaspora gründeten am 28. Mai den *Afrika-Rat - Dachverband afrikanischer Vereine und Initiativen Berlin-Brandenburg e.V.* Diese Lobbyorganisation wird die gemeinsamen Interessen der afrikanischen Diaspora vertreten und die Wahrnehmung von AfrikanerInnen und ihrer Belange stärken und sich für die Vernetzung und den Austausch innerhalb der afrikanischen Community in Berlin und Brandenburg einsetzen. Die Beseitigung des spezifischen Rassismus gegenüber AfrikanerInnen/Menschen afrikanischer Herkunft auf individueller, struktureller und institutioneller Ebene und das (Selbst-)Empowerment von Menschen afrikanischer Herkunft werden Schwerpunkte, um die Integration in allen gesellschaftlichen Bereichen, u.a. in Wissenschaft, Bildung, Kultur, Politik und Wirtschaft zu fördern. Mit den Afrika-Rat haben jetzt PolitikerInnen und Behörden in Berlin und Brandenburg einen legitimen Ansprechpartner zu Angelegenheiten und Themen, die für Menschen afrikanischer Herkunft von Belang sind. In den Vorstand wurden drei Frauen und zwei Männer gewählt. Gründer sind die Afrikanische Fraueninitiative e.V., DEFRA - Schwarze Frauen in Deutschland e.V., Angolanische Antimilitaristische Menschenrechtinitiative, Association des Guinéens de Berlin, Association des Ivoiriens de Berlin, CO.CO.BE e.V., Berlin (Kongo), Djeli association e.V., Egbe omo Oduduwa e.V. Berlin, Ghana Community e.V., Global Afrikan Congress (Deutschland), GRAD e.V., ISD Berlin (Initiative schwarze Menschen Deutschland e.V.), Joliba e.V., Nigeria Community Berlin, Oromocenter (Ethiopie), Panafrikanisches Forum e.V., Sudanklub e.V., Berlin, Sudan Gemeinde, Sunugaal e.V., Uganda Community e.V. Brandenburg, Black Flowers, Refugees Emancipation e.V., Women in Exil.

Der JKV gratuliert zu dieser großartigen und erfolgreichen Initiative, die uns fern von Afrika lehrt, dass und wie bei übereinstimmendem politischen Interess der gemeinsame Wille trennende Unterschiede abbauen kann.



Die Ausländerbehörde im migrantischen Blick Von Igor Chalmiev

Seit der Gründung des Migrationsrates vor einem Jahr ist einiges geschehen. Unter anderem wurde angefangen, sich am Prozess der Öffnung der Ausländerbehörde zu beteiligen. Sie gehört zum Landesamt für Bürger- und Ordnungsangelegenheiten (LABO Berlin), ist dem Innensenat unterstellt. Hier finden jetzt gemeinsame Workshops statt, das zweite war Ende Mai. Im letzten Herbst hatte es zusätzlich auch einen Besuch der Behörde am Nöldnerplatz gegeben, über den wir kritisch auch auf der Webseite des MRBB berichtet haben. Das hatte einige Aufregung ausgelöst, über die jetzt offen gesprochen wurde.

Das Friedrich-Krause-Ufer ist für jeden Ausländer ein Begriff. Ich erinnere mich sehr ungern an meine eigenen Besuche dort. Die Behörde wurde damals von uns allen nur »Ausländerpolizei« genannt, endlose Wartezeiten waren die Regel. Diesmal aber war es ganz anders. Weil der JKV Mitglied im Migrationsrat ist, waren auch wir eingeladen. Es ging um die Ergebnisse des ersten Workshops, um Schritte zur Umsetzung und weitere Aktivitäten in diesem Jahr und um den Meinungsaustausch. Die Organisationsberaterinnen im Behörden-Prozess der interkulturellen Öffnung, Anita Spenner-Güç und Gudrun Ude, moderierten gekonnt den Nachmittag.

Beim ersten Workshop war die migrantische Sicht vorgetragen worden und die Mitarbeiter

hatten vor allem zugehört. Jetzt sagten sie, es habe sie erschüttert, dass das Amt von so vielen mit Angst besucht wird. Seither gab es Schulungen und viele Gespräche, um verstehen zu können, woher das kommt, warum Mitglieder verschiedener ethnischer Communities die Behörde als etwas so Unangenehmes wahrnehmen. Auch die Leiterin der Ausländerbehörde Claudia Langeheine war von Anfang bis Ende anwesend, ebenso die Referatsleiter für Grundsatzfragen bzw. Zuwanderung und die Mitarbeiter. Die Ergebnisse werden durch sie weitergegeben.

Die leitenden Mitarbeiter referierten kurz, wie die Anregungen des ersten Workshops umgesetzt wurden. Das betrifft die Organisation und die Arbeitsabläufe, sichtbare Hinweisschilder in mehreren Sprachen, verständliche Flyer, ein Bestellsystem und kürzere Wartezeiten trotz Personalmangel, denn den hierfür nötigen Einstellungskorridor gibt es noch nicht. Eine bevorzugte Behandlung erhalten - sofern möglich - Behinderte, Schwangere, Mütter mit Kleinkindern, Ältere. Eine Aufsichtsperson vom Wachschatz hilft den Wartenden im Inforum, für Kinder wurden zwei Spielecken eingerichtet, für die es keine Mittel gibt. Dafür wird Spielzeug gesucht, da das von den Mitarbeitern gespendete schnell verschleißt oder verschwindet.

Im Zentrum des Gesprächs stand aber die Frage,

wie die Verwaltung kundenfreundlicher arbeiten könnte. Deutlich wurde, wie Wissenserwerb zu Respekt führt und Mitarbeiter für Fremdes sensibilisiert und konfliktfähiger werden. Aus unserer Gruppe kam der Hinweis auf die noch ungeklärten Probleme in der Nöldnerstraße und die Bereitschaftserklärung, der Behörde bei Sprachproblemen zu helfen. So wurde der türkische Text eines Flyers gleich mit Korrekturen versehen.

Alle Teilnehmer stellten sich eingangs vor. Ein Verwaltungsmitarbeiter mit vietnamesischem Namen und vietnamesischem Familienhintergrund outete sich als Berliner, die Türken als Kreuzberger, ich als Friedrichshainer usw. Die eigentlichen »Ausländer« kamen also aus Westfalen, Bayern oder Franken nach Berlin. Das heiterte das Gespräch auf, die herzliche Atmosphäre wuchs. Wir aßen sogar Kuchen und redeten viel in den Pausen. Das Treffen wird im Dezember fortgesetzt. Für mich ist deutlich geworden, dass wir hier Verbündete haben, dass das Gesetz für alle die Richtschnur ist, dass die Leitung der Behörde jung und engagiert ist, dass die technische Ausstattung traurig aussieht - Telefonanlage, Computer und Software sollen aber demnächst oder irgendwann erneuert werden.

Über eigene Probleme wurde genauso offen gesprochen wie über Probleme der »Kunden«, wie die Besucher heute heißen. ■

Das Neue ist unumkehrbar - »Die Mehments in Berlin« Von Alexander Sturm

Schade, dass trotz einiger Werbung die türkischen Mehments, tunesischen Alis, russischen Galinas oder polnischen Halinas nicht zum JKV gekommen waren, um zu kommentieren, was beim »Gespräch mit uns« verhandelt wurde. Irene Runge hatte in Michael Freiberg, lang gedientes CDU-Mitglied und heute Gesundheitsstadtrat im Bezirksamt Neukölln, einen schlagfertigen und in Politik wie Verwaltung erfahrenen Gesprächspartner. Unter »Die Mehments in Berlin - Stadbevölkerung im Wandel - Was bedeutet das für die Verwaltung?« ging es mal mehr, mal weniger heftig um Stagnation und Neues und was das nicht nur für Neukölln bedeutet. Michael Freiberg (49) bekannte, von ganzem Herzen Beamter und aus christlicher Grundhaltung ein Mensch zu sein, der Ausgleich und soziale Fairness sucht. Dass beides oft mit der Wirklichkeit in Konflikt gerät, ist für ihn Ansporn für immer neue Aktivitäten und Überlegungen. Überall schwebe die Bereitschaft zum Wandel, die Politik kann nicht mehr vorbeisehen. Er listete einleitend auf, wie er die

Lage vor den unerwarteten Neuwahlen sieht. Jetzt gebe es die Chance, migrantenspezifische Anliegen in den Parteien zu platzieren, sagte er mit Blick auf die neue Sprecherin des Migrationsrats Berlin-Brandenburg Edith Bruns, die ihn später deutlich nach der Rolle der CDU zu befragen wusste. Er zitierte Statistiken der Zuwanderung, sprach auch von Deutschen national unterschiedlicher Herkunft, über soziale Schiefenlagen in Neukölln als Folge von Bildungs-, Gesundheits- und Arbeitsplatzmangel, die das Lebensgefühl mindern. Und er philosophierte über das Wesen der Verwaltung, ein Ausflug, der wohl für alle lehrreich war. »Verwaltung ist immer der Sieger«, warnte er, die Politik beherrsche diese nur, wenn sie sich Verbündete zu schaffen weiß, denn Verwaltungen haben ihre eigene, für Außenstehende unverständliche Logik. Seit Jahrzehnten sei dies Erkenntnis jeder Regierung, die mit Verwaltungsreform, Deregulierung, Transparenz, Verwaltungsmodernisierung und schlanker Staat gewollte Änderungen signalisieren, die enormen Denk- und Umstrukturierungsaufwand verlangen. Die »Interkulturelle Öffnung der Verwaltung« ist inzwischen im Entwurf des 4. Verwaltungsreformgrundsatzgesetzes verankert, das heißt, interkulturelle Kompetenz der Mitarbeiter wird festgeschrieben werden - was das genau ist und wie es gemessen werden kann, scheint noch unklar. Soziale Kompetenz gehört auf jeden Fall dazu. Irene Runge mischte sich hier

ein und meinte, sichtbar wäre vor allem, dass die Verwaltung mangels Neueinstellungen sehr weiß, sehr deutsch und kulturell monogam sei. Die Vielfalt der Bevölkerung spiegele sich hier ebenso wenig wieder wie in der Riege der Nachrichtensprecher von ARD und ZDF. Und sie trug vor, dass Sammelbegriffe wie Ausländer oder Migranten die Gesellschaft zerteilen, wodurch auch die deutschen Staatsbürger anderer Herkunft auf Dauer Fremde blieben. Wer seit 40 Jahren in Berlin lebt, ist mitsamt den hier geborenen Kindern und Enkelkindern wahrlich kein Migrant mehr. Die Mehments in Berlin sind so verschieden wie die Müllers. Darauf muss sich die Verwaltung einstellen. Konkret wurde auch über Grenzen von Spaßmaßnahmen bei sozialem Zerfall, Mitverantwortung der Kiezbewohner für ihr Umfeld und das Ehrenamt gesprochen, wie Integration funktionieren soll, wenn Geld fehlt oder die zu Integrierenden nicht bereit oder fähig sind. Die Gretchenfrage war die nach der Politik. In der Vorwegnahme des Wahlergebnisses ging es um die politische Heimat des Gastes, die CDU, die eher destruktives Interesse und Tatkraft zeige, wenn es um den Prozess der Migration geht. Freiberg als Optimist meinte, dass die Gegenwart neue Regeln habe und auch seine Partei sich den Problemen stellen müsse, markige Sprüche hätten ausgedient. Er jedenfalls gebe sein Bestes, um das Miteinander zu fördern. Als staatlicher Vertreter im Landesbeirat für Integration mahnte er Migranten, sich vernehmbarer zu Wort zu melden und die Gunst der Stunde nicht zu verschlafen. ■

Ehrlich? na denn nix für unjut... Hätte ja sein können... So'n bißchen ausländisch seh'n Sie ja aus!



Masorti / Mercaz Forum in Berlin Von Chana Karmann-Lente

Ende Mai trafen sich in Berlin VertreterInnen europäischer Masorti-Gemeinden. Gut vierzig TeilnehmerInnen waren aus 11 Ländern (Frankreich, Israel, Polen, Portugal, Spanien, Tschechien, Ungarn, UK, USA, Rußland und Deutschland) angereist. Das Forum bot allen die Möglichkeit, über den eigenen regionalen Horizont hinauszusehen und gemeinsam Visionen und Pläne für ein starkes Masorti Europa zu entwickeln.

Schon bevor das Forum durch Rabbi Joe Wernik, Executive Vice-President Masorti Olami und Mercaz Olami, eröffnet wurde, herrschte eine gute und erwartungsvolle Stimmung. Nach einer weiteren Begrüßung durch Gabriele Brenner aus Weiden, der 2. Vorsitzenden von Masorti Deutschland, und einem Dvar Tora von Rabbinerin Gesa Ederberg begann die große Vorstellungsrunde. Moderiert wurde dieser Teil von Rabbi Chaim Weiner, dem Direktor des Beit Din für Masorti Europa, einer wichtigen Einrichtung für die gemeinsame Arbeit auf europäischer Ebene. Auch die kleinen Gemeinden, die sich keinen eigenen Rabbiner oder eine Rabbinerin leisten können, können nun jederzeit auf rabbinischen Rat zurückgreifen und die Dienste des Beit Din in Anspruch nehmen. Das Beit Din spielte darum eine Hauptrolle in der Vision, die Rabbi Chaim Weiner anschließend unter der Überschrift »Masorti Movement in Europe - Who Are We?« vorstellte. Nach einem hervorragenden israelischen Buffet beschäftigten wir uns am Nachmittag weiter mit der bisherigen Entwicklung. Unter der Gesprächsführung von Tomasz Majewski aus Polen wurden verschiedene Förderungsmöglichkeiten und Programme vorgestellt: Conny Rieger, Mitarbeiterin im deutschen Masorti-Verein, vermittelte einen Einblick in von der EU geförderte Maßnahmen, die unter bestimmten Voraussetzungen auch für Masorti in Frage kommen könnten. Sie erklärte sich bereit, den Gemeinden in allen Fragen zu solchen Programmen der Europäischen Union beizustehen. Udi Givon, Masorti Olami Jerusalem, berichtete vom »Hemshech«-Programm, das verschiedene Möglichkeiten für einen einjährigen Aufenthalt in Israel bietet – der Schwerpunkt kann wahlweise auf einem Studium an der Conservative Yeshiva oder an der Rothberg International School der Hebräischen Universität oder auf einem Praktikum in einem israelischen Unternehmen oder einer Institution liegen. In allen Fällen gibt es ein Rahmenprogramm von Masorti. Dr. David Breakstone, Leiter des Department of Zionist Activities der World Zionist Organization, stellte den »L.A. Pincus Fund for Jewish Education in the Diaspora« vor. Ein kompliziertes Antragsverfahren geht der finanziellen Unterstützung voraus, die auch von Masorti Gemeinden gut genutzt werden kann. Zum Beispiel hat Gesa Ederberg vom Pincus Fund eine Zusage zur Unterstützung des Masorti Gan in Berlin erhalten – geknüpft an die Bedingung einer bestimmten Anzahl von Kindern, die nun im Herbst erreicht sein wird. Rabbi Joe Wernik versicherte, daß Masorti Olami sich verstärkt um Lay Leaders-

hip Training bemühen wird, damit auch kleine Gemeinden ohne Rabbiner oder Rabbinerin in die Lage versetzt werden können, eigenständig zu arbeiten. Als ersten Schritt in hoffentlich naher Zukunft schlug er ein Seminar für VorbeterInnen vor. Damit hat er ein großes Bedürfnis in den Gemeinden angesprochen. Neben der Vorstellung des Europäischen Beit Din war diese Aussicht sicherlich ein motivierender Höhepunkt.

Später am Nachmittag ging es um Mercaz Olami, die Zionistischen Organisationen in Europa und um den World Zionist Congress 2006. Mercaz Olami ist die zionistische Organisation der weltweiten Masorti / Conservative Bewegung, die zionistische Erziehung und Bildung, Israel-Programme und die Aliya fördert. Mercaz repräsentiert die Interessen von Masorti in der World Zionist Organization (WZO) und in der Jewish Agency for Israel (JAFI) - dadurch trägt Mercaz wesentlich zur Entwicklung von Masorti bei. Je stärker Mercaz dort auftritt, desto größer wird der Einfluß von Masorti auf die Agenda dieser Organisationen, aber auch auf die Verteilung der Ressourcen! Mit diesen Mitteln kann Masorti Seminare finanzieren, (Lehr-)Materialien erstellen, israelische Rabbis und ErzieherInnen entsenden, um die Gemeinden in der Diaspora aufzubauen und zu unterstützen. David Breakstone nannte Beispiele und Zahlen, die die Dringlichkeit eines verstärkten Mercaz-Engagements und die dadurch zu erwartende Unterstützung verdeutlichte. Zum Abschluß wurden Rabbi Chaim Weiner und Rabbinerin Gesa Ederberg noch einmal gebeten, ihre Vision für Masorti Europa zu formulieren. Während Rabbi Weiner ausgehend vom Beit Din den Schwerpunkt auf die praktische gemeinsame Arbeit legte, stellte Rabbinerin Ederberg ihre Vision von Masorti als lebendigem Begegnungspunkt von Tradition und heutigen Fragestellungen dar. Ausgehend von Pirkei Avot: »Auf drei Dingen gründet die Welt, auf Tora, Gottesdienst und Sozialarbeit« betonte sie die Mündigkeit und Selbstverantwortlichkeit der Einzelnen und der Gemeinden als entscheidendem Element für eine jüdische Zukunft in Europa. Die Vorträge und Diskussionen des Nachmittags mündeten in einer Yom Yerushalayim Feier. Beschlossen wurde das Forum mit dem gemeinsamen Mincha-Gebet. Es dauerte noch eine Weile, bis auch die letzten Gespräche verebbten, die letzten Informationen ausgetauscht, die letzten Verabredungen getroffen waren, die letzten TeilnehmerInnen sich auf den Heimweg machten. Alle werden gerne wieder zu einem Europäischen Masorti / Mercaz Forum zusammenkommen!

Den von uns leicht gekürzten Text stellte uns Rabbinerin Gesa Ederberg (Telefon: Berlin 21016551, E-Mail: info@masorti.de) zur Verfügung. Masorti entspricht der in den USA konservativ genannten jüdischen Richtung. In Berlin gibt es einen Masorti-Kindergarten und zahlreiche Bildungsangebote. Mehr unter <http://de.groups.yahoo.com/group/Masortideutsch> ■

Chabad Lubawitsch Berlin ist Betreiber einer neuen jüdischen Privatschule, die noch in diesem Jahr in Berlin eröffnet wird. Diese »Talmud Tora Schule« nimmt mit Beginn des kommenden Schuljahres, also nach Ende der Sommerferien, ihren regulären Betrieb auf. Durch das Land Berlin wurde die Bildungseinrichtung bereits anerkannt. Wie weiter zu erfahren war, ist diese Schule als eine bei der Jüdischen Gemeinde zu Berlin angegliederte Institution zu verstehen. Der Vorstand der Jüdischen Gemeinde unterstützt das Gesamtvorhaben. Für die erste Klasse sind bereits 18 Schülerinnen und Schüler angemeldet. Die Schulgeldregelung entspricht der in den anderen jüdischen Schulen in Berlin.

Nach Auskunft von Rabbiner Yehuda Teichtal von Chabad Lubawitsch Berlin kommen diese Schulkinder aus jüdischen Familien, die den Wunsch geäußert haben, im Rahmen der wachsenden Berliner Einheitsgemeinde einen mehr traditionell orientierten Unterricht besuchen zu können. Erziehungsschwerpunkt dieser »Jüdische Traditionsschule Talmud Tora« wird neben herkömmlichen Unterrichtsfächern vor allem die Vermittlung jüdischen Wissens sein.

Der Unterricht erfolgt zunächst in einem Gebäude, das das Bezirksamt Charlottenburg-Wilmersdorf vorübergehend zur Verfügung gestellt hat. Hier, am Spandauer Damm, ist auch der Kindergarten von Chabad Lubawitsch untergebracht. Nach Angaben des Gemeindevorsitzenden Albert Meyer war es aus zeitlichen und organisatorischen Gründen nicht möglich, diesen neuen traditionellen Zweig in die bestehende Grundschule der Einheitsgemeinde (Heinz-Galinski-Schule) zu integrieren. Gleichwohl bestehe die Absicht, dies im folgenden Schuljahr zu realisieren.

Die Initiative von Chabad Lubawitsch erweitert das Bildungsangebot für jüdische Kinder. In Berlin gibt es bereits eine Reihe konfessionell geprägter Bildungseinrichtungen, vorrangig evangelische und katholische. Die neue jüdische private Grundschule dürfte auch als eine Antwort auf die politischen Debatten um Religionsunterricht bzw. die Einführung eines Werteunterrichts für alle Kinder aufgefasst werden. Absehbar ist, dass angesichts der großen Zahl muslimischer Kinder die Anzahl staatlich anerkannter muslimischer Privatschulen ebenfalls steigen wird. I.R.

In der Gedenkstätte Sachsenhausen finden im Sommer wieder Workcamps statt, bei denen sich junge Menschen aus verschiedenen Ländern für den Erhalt des historischen Ortes engagieren. Im Mittelpunkt stehen neben der Auseinandersetzung mit der Geschichte und dem praktischen Engagement für Erhalt und Pflege der Gedenkstätte die internationale Begegnung sowie Gespräche mit Zeitzeugen, Exkursionen zu Berliner Gedenkstätten und gemeinsame Freizeitaktivitäten. Die Workcamps sind Kooperationsprojekte mit der »Aktion Sühnezeichen-Friedensdienste e.V.« (ASF) und der »Vereinigung Junger Freiwilliger« (VJF). Infos: Dr. Horst Seferens, Heinrich-Grüber-Platz / D-16515 Oranienburg, T 03301-810920, E-Mail: seferens@stiftung-bg.de

Judenschicksale unter Mussolini Von Ralf Bachmann

Obwohl bis heute dann und wann Meldungen über antisemitische Äußerungen und Handlungen aus Italien zu uns dringen, liegt über der Rasenpolitik unter Mussolini ein eigenartiger Grauschleier. Brutale Judenverfolgung gehörte spätestens seit 1938 zum Alltag im faschistischen Italien. Und doch unterschied sich die Lage der italienischen Juden erheblich von der der deutschen. Darüber sprach Regine Wagenknecht, Autorin der kommentierten Anthologie »Judenverfolgung in Italien 1938-1945«, in einer lehrreichen und unterhaltsamen Veranstaltung des JKV, die ganz zu Unrecht wenig Aufmerksamkeit fand. »Es gab viele hilfsbereite italienische Menschen«, sagte sie, »die unter Gefährdung ihres eigenen Lebens jüdischen Mitbürgern halfen...«, sogar unter den Beamten, die Befehle und Verordnungen nur lässig ausführten. Ihnen allen haben mehr als 29.000 Juden ihr Leben zu verdanken.« Diese Tatsache hat jedoch auch bewirkt, dass die breite Öffentlichkeit über Jahrzehnte zu Unrecht nur die Erinnerung an den »guten Italiener« pflegte, während das Leid, die Verfolgung und Ermordung der Juden weitgehend verdrängt und verschwiegen wurden. »Nachdenken über das Geschehene« bezeichnet aber Primo Levi in seinen Erinnerungen an Auschwitz als »die Pflicht eine jeden.« Regine Wagenknecht hat es in ihrem kürzlich im Parthas-Verlag Berlin erschienenen Buch in sorgfältiger Arbeit unternommen, die verschiedenen Etappen der judenfeindlichen Politik Mussolinis anhand von literarischen und dokumentarischen Selbstzeugnissen Überlebender, teilweise erstmalig in deutscher Sprache veröffentlicht, detailliert zu beleuchten. Sie las aus mehreren Kapiteln, die dem geschichtlichen Ablauf folgend, mit Ausgrenzung, Internierung, Flucht, Deportation und Danach überschrieben sind. Im Buch ist jedem Abschnitt eine kommentierende Einführung vorangestellt, was dem Leser beim Facettenreichtum der individuellen Schicksale die Einordnung

erleichtert. Ob die deshalb erfolgte Zertrennung einiger längere Zeiträume überspannender Texte vor allem bei den Romanpassagen nicht auf Kosten der emotionalen Wirkung geschah, ist eine andere Frage.

In ihrem Text wie in der lebhaften Diskussion, die sich der Lesung anschloss, ließ die Autorin dankenswerterweise bei allem Bemühen um historische Korrektheit genügend Raum auch für die Tragik des Einzelfalls, für bewegende Details. Man legt das Buch mit einer Mischung von Trauer und Optimismus aus der Hand: Den Tränen über das Leid steht die Hoffnung gegenüber, die aus der Fülle guter Taten der Mitmenschen gespeist wird.

Mehrere Fragen und Antworten bezogen sich gerade angesichts der jüngsten Neonaziskandale in Sachsen, Berlin und Brandenburg auf Texte im Schlussteil. Die zum Teil vor vielen Jahren ausgesprochenen Warnungen und Appelle der Überlebenden wegen der Gleichgültigkeit vieler Zeitgenossen, wegen der zunehmenden Zahl von Shoah-Leugnern in Italien, wegen der Koalition Berlusconi mit der von Exfaschisten gegründeten MSI (heute Alleanza Nazionale) haben wieder beklommene Aktualität gewonnen. Er fühle seit einiger Zeit erneut »den Schauer vergangener Tage« schreibt Aldo Zargani 1995 in seinen Erinnerungen. Es scheine fast, »als bestehe die Zivilisation aus einer dünnen Folie, unter der die barbarischen Schichten der Vergangenheit weiter Druck ausüben«. Lange zuvor hatte Primo Levi (1919-1987) sich und anderen die Frage beantwortet, was zu geschehen hat, wenn der Faschismus, vielleicht auf leisen Sohlen und unter anderem Namen, wiederkehrt: »Dann helfen weise Ratschläge nichts mehr und es gilt, die Kraft zum Widerstand zu finden: Auch dabei kann die Erinnerung an das, was vor gar nicht so langer Zeit im Herzen Europas geschah, Halt und Ermahnung bieten.« ■

Nach deutsch-französischen Protesten auf den Hauptbahnhöfen Frankfurt/M. und Halle/S. wollen die Initiatoren gegen den Ausstellungsboykott der Deutschen Bahn AG jetzt »auf erweiterter Stufenleiter« vorgehen. Dies teilt die Initiative für »Elftausend Kinder« mit. Der Unternehmensvorstand der Bahn AG weigert sich demnach nach wie vor, auf den deutschen Reisebahnhöfen Fotos und Dokumente der etwa 11 000 Kinder zu zeigen, die zwischen 1942 und 1944 über das Schienennetz der Deutschen Reichsbahn nach Auschwitz deportiert wurden. Zu den Protesten waren auch Angehörige der Ermordeten aus Paris angereist (»Fils et Filles des Deportés Juifs de France«/FF-DJF). In ihrem Namen forderte Beate Klarsfeld sowohl in Frankfurt/Main wie in Halle/Saale, der deutsche Bahnchef Mehdorn möge sich der öffentlichen Erinnerung an die ermordeten Kinder nicht länger verschließen. Den friedlichen Appell erwiderte das Unternehmen mit der Mitteilung, die geforderte Ausstellung werde weiterhin bei ihnen nicht zu sehen sein A.P.

Israels stellvertretendem Bildungsminister Rabbiner Michael Melchior (Arbeiterpartei) wurden die Verantwortungsbereiche Diaspora, Gesellschaft und Kampf gegen den Antisemitismus übertragen, die zuvor Minister Natan Sharansky verantwortete. Rabbiner Melchior wird somit die Kontrolle über dieselben Staatsangelegenheiten erhalten, die er schon als Vize-Außenminister in der Sharon-Regierung (2001-2003) und als Minister für Diasporaangelegenheiten der Regierung Ehud Barak ausübte. Trotz der Übernahme der Amtsbereiche wird Rabbiner Melchior nicht in den Rang eines Ministers befördert. Als stellvertretender Bildungsminister arbeitete er an einem Programm, das Schülern erklären soll, was es bedeutet, heute Jude zu sein und versuchte, ein pluralistisches jüdisches Bildungssystem, eingebettet im säkularen Schulsystem, voranzubringen. Sharansky, der aus Protest über die Form des Abkopplungsplans am 2. Mai 2005 aus der Regierung Sharon zurückgetreten ist, begrüßte die Ernennung Melchiors. (Jerusalem Post)

Russische Juden und Transnationale Diaspora - so heißt Band 15 des Jahrbuchs für deutsch-jüdische Geschichte »Menora«, herausgegeben vom Moses Mendelssohn Zentrum Potsdam. Verschiedene Autoren untersuchen den Prozess in Israel, den USA und Deutschland gründlich und informativ. Bei der Pressepräsentation bedauerte der JKV, dass in dem wichtigen Werk der Beginn der Einwanderung, die Aktivitäten z.B. des Jüdischen Kulturvereins am Zentralen Runden Tisch der DDR, die anschließende Öffnung der DDR-Grenzen, die sperrige Haltung der damaligen BRD und des damaligen Zentralrats der Juden und die Nichtaufnahme der Einwanderung in den Einigungsvertrag ausgespart blieben. Neben den Herausgebern antwortete Albert Meyer als Vorsitzender der Berliner Jüdischen Gemeinde und Mitglied des Zentralratspräsidiums auf Fragen z.B. nach dem geplanten Einwanderungsänderungen und sagte, wegen der Bundestagsneuwahlen werde vorerst nichts geschehen, was Herausgeber Schoeps bestätigte. Meyers Sorge, aus deutschen Gemeinden könnten Kulturvereine werden, kontierte Irene Runge vom JKV mit der Gegenfrage, warum der Zentralrat dann unabhängige jüdische Vereine nicht fördere, sondern behindere. Schoeps meinte, die jüdische Einwanderung sei dem Begriff Flüchtlingskontingent falsch definiert. Dieser Hinweis trägt der Erkenntnis Rechnung, dass die jüdischen Einwanderer als Migranten und ihr Einwanderungsprozess ein Teil der deutschen Einwanderungsgeschichte ist. H.W.

Die israelische Regierung hat das Programm einer Schnellbahnlinie nach Jerusalem genehmigt (A1). Es handelt sich dabei um eine formelle Genehmigung, denn das Programm war in der Vergangenheit bereits vom Landesverband für Bau und Planung genehmigt worden. Das Gespräch fand im Rahmen einer Regierungssondersitzung anlässlich des Jerusalem-Tages in Givat Tahmoshet statt. Die israelische Bahn schätzt den Umfang des Projekts auf 3,8 Milliarden Shekel. Professionelle Stellen in der Verkehrssektion hingegen rechnen damit, dass sich die Kosten aufgrund der Komplexität des Neubauprojektes im Bereich von 7 Milliarden Shekel bewegen werden. Die Bahnlinie A1 gilt als eines der umfangreichsten Projekte der israelischen Bahn und ist das teuerste Projekt in ihrer Fünfjahresplanung, die ca. 30 Projekte in einem Gesamtumfang von ca. 20 Milliarden Shekel umfasst. Die Linie, die Brücken und Tunnel mit einschließt, wird grösstenteils entlang der Strasse 1 verlaufen und in einer unterirdischen Station nördlich der Gebäude der Nation in Jerusalem enden. Ein weiteres Projekt im Rahmen des 5-Jahres-Plans ist die Direktverbindung einer Bahnstrecke aus dem Süden zum Flughafen Ben-Gurion. Ab Anfang 2006 wird damit eine Zugfahrt von Beer Sheva und Ashkelon zum Ben-Gurion-Flughafen möglich sein. Derzeit arbeitet die israelische Bahn an einem Projekt, das es ermöglichen soll, Gleisverbindungen aus dem Süden an die Bahnlinie zum Flughafen anzubinden. Das würde den Passagieren den Weg nach Tel Aviv ersparen. (Haaretz)

Eine Zukunft für den »Aufbau«

Von Valerie Doeppen (Basel)

Eingeschworene Leser behaupten, es habe in den 30er und 40er Jahren keinen einzigen deutschsprachigen Emigranten gegeben, der den »Aufbau« nicht gelesen habe. 1934 in New York gegründet, war die Zeitung während des Weltkrieges das Sprachrohr deutschsprachiger Juden in den USA sowie wichtigstes Presseorgan der Deutschen in Amerika überhaupt. Das Blatt, für das einst Autoren wie Thomas Mann, Albert Einstein, Lion Feuchtwanger oder Oskar Maria Graf geschrieben, stand im vergangenen Jahr vor seinem 70. Jubiläum und gleichzeitig vor einer ungewissen Zukunft, denn der Erfolg des »Aufbau« war auch sein Dilemma: Durch die vollständige Integration der deutschsprachigen Juden in den USA war die Lebenshilfe, die die Zeitung ihren Lesern über Jahre geboten hatte, schon lange nicht mehr nötig. Stimmen wurden laut, die behaupteten, der »Aufbau«, von dem 1941 wöchentlich bis zu 50 000 Exemplare verkauft wurden, habe seine Mission inzwischen erfüllt. Seit Februar diesen Jahres erhält die ehemalige Emigrantenzzeitung nun eine weitere Chance: Mit neuem Konzept, neuer Erscheinungsweise und neuem Layout baut die Jüdische Medien AG, Zürich, auf die traditionsreiche publizistische Geschichte der Zeitung und möchte sie in einen neuen Dialog mit der Gegenwart führen. Der neue »aufbau« soll weiterhin eine liberale, kosmopolitische und vor allem unabhängige jüdische Stimme sein. Die Redaktion unter Chefredakteur Yves Kugelman beleuchtet in dem neuen Monatsmagazin Themen und Entwicklungen aus Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur. Die Herausgeber sind sich bewusst, dass es nicht genügt, sich auf die Marke »Aufbau« und deren Mythos zu berufen. Somit ist der neue »aufbau« kein Mahnmal, sondern vielmehr eine Minderheitenzeitschrift, die über jüdische Pflichtthemen hinaus sensible Fragen behandelt, wie etwa die, ob eine jüdische Politik in der Diaspora notwendig ist. Das Selbstverständnis russischer Juden in Deutschland und den USA wird ebenso thematisiert wie die verspätete Debatte um die NS-Vergangenheit Österreichs oder der verdrängte Genozid an den Armeniern. Zum Erstaunen der Zürcher Redaktion reagiert

tisiert wie die verspätete Debatte um die NS-Vergangenheit Österreichs oder der verdrängte Genozid an den Armeniern. Zum Erstaunen der Zürcher Redaktion reagiert

aufbau

DAS JÜDISCHE MONATSMAGAZIN

Mai 2005, 71. Jahrgang
 Europa € 3,50
 USA \$ 4,50
 Israel Shekel 8,50
 Schweiz CHF 4,50
www.aufbauonline.com



Thomas Maissen
Moralische Ökonomie der Restitution? Seite 5

Niels Hansen
Aus dem Schatten der Katastrophe Seite 6

Manfred Lahnstein
Aufklären, aufklären, aufklären Seite 9

Natan Sznajder
Ist die besondere Beziehung Vergangenheit? Seite 10

Anr Hamzawy
Die Verantwortung gegenüber Israel bleibt zentral Seite 13

Andrea Dunai
Juden und ihr Status als Minderheit in Estland Seite 14

Rainer Meyer
Jüdische Blog-Szene im Internet Seite 16

Volker Reiche
»Strizz« zeichnet deutsche Befindlichkeit nach Seite 18

Lena Gorelik
God bless America – and the Russian Jews Seite 22

Julius H. Schoeps
Der Auserwähltheitsglaube Seite 28

Das Ausnahme-Verhältnis

40 Jahre diplomatische Beziehungen Deutschland-Israel: Facetten einer Freundschaft Seite 6

gerade die alte Stammleserschaft aus aller Welt positiv auf das neue Format. Die Pionier-Generation der 40er und 50er Jahre ist auch heute offen für neue Themen und zeigt sich fortschrittlich – sicherlich auch aus Treue zu der Publikation, ohne die sich viele von ihnen einst ihr Leben nicht vorstellen konnten. Ein Immigrant aus New York schrieb in seinen Erinnerungen: »Diese Zeitung war für uns Vater, Mutter, Lehrer und Kindermädchen.« Von besonderer Bedeutung war die Aktion »Gesucht wird...«, aufgrund derer zahlreiche Menschen in der Emigration zueinander fanden, die sich seit der Flucht aus den Augen verloren hatten. Diese Rubrik hat der neue »aufbau« beibehalten. Allein die Tatsache, dass selbst 60 Jahre nach Kriegsende immer noch Menschen nach Freunden und Verwandten suchen, rechtfertigt die Existenz der Zeitung, die schon oft totgesagt wurde. Die Chance, dass es den Schweizer Herausgebern gelingt, das neue Magazin als bedeutsame, unabhängige Stimme innerhalb der jüdischen internationalen Presse zu etablieren, ist gegeben – namhafte Autoren wie Imre Kertész, Natan Sznajder, Julius H. Schoeps, Robert Menasse oder Lena Gorelik sprechen für sich und beleuchten sensible Themen auf eine Weise, die anregt. Mehr: www.aufbauonline.com

Heimatkunde anders

Von André Fischer-Marum

Zum Schluß dieser Veranstaltung im JKV moierte ein Zuhörer, dass er nicht jüdische Leidensgeschichte erwartet habe, sondern eine Geschichte der Juden von Ueckermünde, vor 1933 und nach 1945. Zu dieser Geschichte gehöre das Kinderferienlager der jüdischen Gemeinde, an dem er mehrere Male teilgenommen habe, an diesem Ort und – ob und was die Einwohner Ueckermündes davon gehalten haben. Ja, das könnte sicherlich auch ein Gesprächsabend werden, aber das war nicht das Thema dieser Veranstaltung. Frank Wagner, Germanist, Ueckermünder, der seine Heimat liebt, fragte sich und die Anwesenden, ob die Zuhörer im JKV von solchen Berichten, wie sie ihm auf der Seele brennen, nicht inzwischen genug hätten. Und doch, es ist immer wichtig, von allen Seiten die Gefühle und Empfindungen derjenigen sich anzutun, die die Zeit von 1933 bis 1945 selbst erlebt haben. Jetzt, wo die Generation der unmittelbaren Zeitzeugen immer kleiner wird, ist es wichtig, jede Stimme zu hören. Frank Wagner war 1938 Schüler, als sich ihm die Kristallnacht einbrannte. Er erlebte bei seinen Mitschülern die Neugierde, die Lust, etwas, was gewöhnlicherweise vollkommen undenkbar war, zu tun, wie Pflastersteine in Schaufensterscheiben schmeißen zu dürfen, wenn es Schaufensterscheiben jüdischer kleiner Ladenbesitzer waren, von Lehrern angestiftet und angeleitet. Aber: es waren doch Scheiben in Geschäften von Nachbarn, an denen man täglich vorbeiging. Wie vollzieht sich Geschichte vor Ort, im Alltagsleben, bei der täglichen Arbeit? »Wie kannst Du Dich so genau an diesen Tag erinnern? So viele Tage sind ohne Spuren vergangen?! Aber ja doch! Ich bin, wie andere auch, erinnernd an diesen Ort und zu diesen Ereignissen zurückgekommen. ... Denn als ich erwachsen war, konnte ich mich nicht mit dem Geschehenen, mit dem Verhalten vieler Ueckermünder abfinden.« Er befragt sich und seine Altersgenossen nach ihrer Erinnerung an das Geschehen. Wagner war es wichtig, herauszufinden, was da geschehen war, wie es dazu gekommen war und was dem folgte – nicht in Deutschland, nicht im allgemeinen, sondern in der kleinen Stadt Ueckermünde am Stettiner Haff, wie hier die Verfolgung der Juden eingeleitet und verschärft wurde. Die Schicksalswege der jüdischen Mitbürger lassen sich, das war ein Resümee, nach über 50 Jahren nicht mehr erkunden, aber einige wenige Nachfahren haben sich heute aufgrund der Veröffentlichung gemeldet und hellen einige wenige Wege ins Exil auf. Mitbürger haben ihm geholfen bei der Spurensuche, einige haben das abgelehnt oder gefragt, was der Autor davon habe. Aber jetzt ist dieses Heft vorhanden und kann auch für die jungen Menschen anschaulich, begreiflich machen, wie schnell selbstverständliche Werte umschlagen können in Barbarei.

Die Kuczynskis

Von Olga Belzer

Der Brandenburger Wirtschaftshistoriker Dr. Lembke sprach im JKV über das Familienpaar Kuczynski-Gradenwitz, bekannt durch seine Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler. Berühmt ist Jürgen Kuczynski mit einem außerordentlich umfangreichen Werk in Wirtschafts- und Geschichtsgeschichte, etwas weniger bekannt ist seine Schwester Ursula, die in ihrem wechselvollen Leben mehrere Namen trug, darunter Ruth Werner. Otto Gradenwitz war bis in die 1930er Jahre ein renommierter Rechtsgelehrter, und Peter Gradenwitz, vor wenigen Jahren in Tel Aviv verstorben, gilt der Fachwelt als viel genannter Musikwissenschaftler. Wenig bekannt sind die bedeutenden Bankiers, Kaufleute und Industriellen aus der Familie. Das Berliner Bankhaus Louis Kuczynski wirkte ab 1850 bei der Finanzierung des Eisenbahnbaus mit, Nachfolger und Sohn Paul Kuczynski vereinte in sich unternehmerisches Engagement und künstlerische Berufung. Im Berliner Bankenviertel siedelte auch Jürgen Kuczynskis Großvater, der Bankgründer Wilhelm Kuczynski. Das Unternehmen stieg in das obere Drittel der Berliner Privatbanken auf, nahe alteingesessenen Instituten wie Mendelssohn, Bleichröder, Oppenheim und Hardy. Altersgenosse von Wilhelm Kuczynski war Adolf Gradenwitz. Seine Tochter Bertha heiratete Robert René Kuczynski. Das sind die Eltern von Jürgen, Ursula und ihren vier Geschwistern. Adolf war eine der dominierenden Unternehmerfiguren seiner Gradenwitz-Generation. Im lebhaften Immobiliengeschäft der Jahrhundertwende hat er vor allem im Südwesten Berlins viel bewegt, in Konkurrenz, später in Kooperation mit dem Fürsten Henckel von Donnersmarck. Die folgende Generation wird in beiden Familien Opfer der Nazi-Verfolgung, die Bank Wilhelm Kuczynski zwangsweise aufgelöst, das Vermögen beschlagnahmt. Dem Schwiegersohn und Nachfolger des Gründers gelingt noch Mitte 1941 die Flucht in die USA, seine Frau kommt dabei ums Leben. Auch die Söhne des Adolf Gradenwitz verlieren ihre Unternehmen. Felix scheitert am Ausbleiben öffentlicher Aufträge und anschließender Verschuldung der Firma, Maschinenbauer Hermann Gradenwitz verliert seinen Betrieb durch faktische Enteignung, vermutlich betrieben durch einen Bankier, der eng mit dem Nazi-Regime zusammenarbeitete.

Eine Geschichte von Emanzipation, Integration, Aufstieg und Verfolgung, vergleichbar der Historie vieler anderer jüdischer Familien, wenn auch mit dem Neben- und Miteinander von marxistischen Intellektuellen und fest im Kapitalismus verankerten Unternehmern unter einem Familiendach. Waren erstere die »schwarzen Schafe«? Oder hatten sie nicht vielmehr ein sehr bedeutendes Gewicht und trugen zu dem starken innerfamiliären Zusammenhalt bei, der auch in Zeiten der Verfolgung noch einen gewissen Schutz bieten konnte? Auch das diskutierte der Wissenschaftler vor seinem interessierten Publikum. ■

Schönberg und der Zionismus

Von Jochanan-Trilse Finkelstein



Arnold Schönberg mit Foxterrier Witz, 1928/29

Arnold Schönberg (1874 - 1951) und das Judentum ist einschlägig ein ziemlich bekanntes Thema. Er war eingetragen in der Wiener Jüdischen Gemeinde und ist 1898 ausgetreten, getauft in Augsburg. Ab 1912 begann er, sich mit dem Projekt »Jakobsleiter« zu befassen, die er im wesentlichen zwischen 1915 und 1917 verfasst hatte. Sein Jüdischsein hat den Komponisten niemals losgelassen. 1933 trat er in Paris wieder in die Jüdische Gemeinde ein. Seine Spätwerke von »De profundis« (moderner Psalm, Israel gewidmet) über das »Kol Nidre« bis zum »Überlebenden von Warschau« sind nach jüdischen Stoffen und Themen geschaffen. Was Jost Hermand, Professor der Wisconsin-University/USA, mit universellem Blick, im JKV zu Schönbergs Nähe zum Zionismus zu sagen hatte, war denn doch überraschend, manchmal schockierend. In jüngeren Jahren war der Komponist deutsch-österreichisch nationalpatriotisch und assimiliert. Allmählich zweifelte er an der Assimilation und suchte nach neuen Positionen. Sozialismus lehnte er ab. Aber für den Zionismus zeigte er zunehmend Interesse. Dieser Prozess vollzog sich vornehmlich in den zwanziger Jahren, und diese Jahre waren für den Zionismus so wichtig wie kritisch. Um Mitte der 20er Jahre wanderten etwa 2000 Personen nach Palästina aus, ca die Hälfte kam zurück. Das hatte Gründe, die britische Haltung nach der Balfour-Deklaration, der vor allem unter deutschen Juden, besonders den gebildeten, vorherrschende Kosmopolitismus, der den neuen nationaljüdischen Gedanken nicht eben förderlich war und herrschende, z.T. illusionäre Vorstellungen über den jüdischen Staat, seine Grundlagen materieller und ideeller Art resp. seine juristischen Formen, die vom jüdischen Messianismus, wie ihn Walter Benjamin, Ernst Bloch oder Gustav Landauer vertraten, überlagert waren. Umso erstaunlicher, so entwickelte es Hermand, war die Radikalität des Komponisten, der 1925 nach Berlin an die Preussische Akademie der Wissenschaften als Leiter einer Meisterklasse für Komposition berufen worden war. Er pflegte Umgang mit führenden Zionisten, die z.T. noch aus der Nähe von Herzl ka-

men und ihn zur Gestaltung von »Moses und Aron« angeregt haben. Wichtige Gedanken sind in seinem nicht veröffentlichten Stück »Der biblische Weg« enthalten, darunter auch der Satz, den »uralten jüdischen Gottestraum /zu/ träumen« mit dem Ziel, einen jüdischen Gottesstaat zu schaffen auf »eigenem Land«. Schönberg befasste sich mit dem Uganda - wie später mit dem Palästina-Projekt, das er favorisierte. Er forderte die Schaffung eines »bevölkerungsreichen Aufmarschgebietes«, weitreichende Waffen mit Zerstörungskraft wie einer Strahlenkanone, die Gründung einer straff organisierten jüdischen Einheitspartei und einen starken »Führer«, wie Hermand ihn zitierte. Er begriff Juden als Asiaten und forderte eine Abwendung vom Westen, war der Meinung, den Kampf gegen den Antisemitismus einzustellen, da das ohnedies keinen Sinn habe. Wichtiger sei eben die Schaffung des eigenen Landes und Staates. Das führte ihn in die geistige Nähe des radikalen Zionisten Zeew Wladimir Jabotinsky.

Als Komponist wollte er sogar aufhören, was er zum Glück nicht tat. Allerdings plante er eine »Jüdische Sinfonie«, die nicht zustande kam. Auch befasste er sich ausführlich mit dem Gedanken, eine nationaljüdische Musik zu schaffen. Doch das blieb ebenfalls Plan. Hermand, der die Archive durchforstet hat und die Handschriften und Exzerpte kennt, konnte bestätigen: Es gibt keine Noten oder gar Werke in dieser Richtung. Es gibt die genannten Spätwerke jüdischen Inhalts. Doch deren Musik ist keine explizit jüdische Musik. Es ist die Musik der europäischen Tradition in der Folge von Brahms bis Mahler und seiner eigenen Neuerungen, die gemeinhin als seriell oder Zwölftonmusik bekannt ist. Im Gespräch gab es noch manche bemerkenswerte Information. So hatte Schönberg den »Biblischen Weg« an Max Reinhardt zur Aufführung angeboten, doch der war nicht darauf eingegangen, hatte nicht einmal geantwortet. Von den vorgestellten und erörterten radikalen Ansichten war ihr Autor später wieder abgerückt, auch angesichts der NS-faschistischen Bedrohung; sein Spätwerk war homogen. Ausser dem »Biblischen Weg« sind die großen jüdischen Werke aufgeführt worden: »Die Jakobsleiter« erst 1961, »Moses und Aron« 1957 (szenisch), »Kol nidre« 1938 und »Der Überlebende von Warschau« 1947. Es wäre sicher anregend gewesen, einige Takte aus diesen Werken vorzuspielen.

Auch so war der Abend in hohem Maße anregend. Die Widersprüche unseres Volkes, des vergangenen Jahrhunderts in der Spiegelung eines künstlerischen wie denkerischen Genies als Schriftsteller, Maler und vor allem Komponist. Seine Aneignung ist noch immer schwer, doch die Provokation ist vorbei, seine radikalen Thesen haben sich überlebt, ihre Drohgebärde verloren. Geblieben sind ein Klassiker der Moderne und ein überzeugt-überzeugender jüdischer Künstler. Der JKV kann sich darauf freuen, wenn Prof. Hermand im November über Judentum und Zionismus bei Arnold Zweig sprechen wird. ■

Dear Friends of the World,



Außenansicht Holocaustmuseum Japan

Since the establishment in 1995, the Holocaust Education Center, Japan has kept its activities as an educational center, which has been teaching the Holocaust especially to the young generations in Japan. More than nine hundred schools first dealt with the Holocaust to study human rights, discrimination, and peace, and many students have re-



Innenansicht Holocaustmuseum Japan

ceived deep impressions. We welcome many students from various areas of Japan, and there are times that we have about 150 to 250 students visiting our center at one time. We have felt that our center has become too small in space to introduce the Holocaust from many aspects to so many students, and have decided to make a new building at a nearby land, and are now in the process of designing the structure. There are only about thousand Jewish people living in Japan, and there are hardly any Holocaust survivors.

If you would let us know if there is someone who could support us by donating the items used in the days of the Holocaust as written below, we would be very happy, and believe that the items will give the Japanese people, especially the children, a deep understanding towards Jewish people and the Jewish history.

Items Used from 1930's to 1940's: Bags / Shoes / Identification Cards / Clothes / Socks / Toys / Dolls / Picture Books / Items like Posters and Books Used for Anti-Semitic Propaganda / Hats / Glasses / Writings / Photos of Families- Bricks of the Ghettos / Rail of Poland Railways.

The Holocaust Education Center, Japan will exhibit the items that would be kindly presented, and show them to school children, and will remember the names of the families forever. I really appreciate your cooperation in advance. You can see the activities of our Center on the web-site.

<http://www.urban.ne.jp/home/hecjpn/> We will be looking forward to your warm responses...

Yours sincerely, Makoto Otsuka Director General

Gottesfürchtige studieren Raschi

Von Yizhak Ahren (Köln)

[In unseren Tagen können Historiker nicht mehr ermitteln, ob Rabbi Schlomo Ben Yizhak (abgekürzt: Raschi) im Jahre 1040 geboren wurde oder erst ein Jahr später. Aber sein Todesdatum steht fest: Raschi ist am 17. Juli (= 29. Tamus) des Jahres 1105 gestorben. Um an das Werk des großen Tora-Kommentators, der vor genau 900 Jahren gestorben ist, zu erinnern, hat man dieses Jahr etliche Projekte geplant und einige bereits realisiert. Der folgende Text ist ein kleiner Beitrag zum Raschi-Jahr.]

An jedem Schabbat wird in der Synagoge ein kleines oder größeres Stück aus der Torarolle vorgelesen. Wenn nicht gerade ein Feiertag ist, dann liest man den sog. Wochenabschnitt (hebr.: Paraschat Haschawua). Der Wochenabschnitt spielt im Leben gesetzestreuere Juden seit jeher eine wichtige Rolle. Nicht nur ist jede Gemeinde verpflichtet, für die Vorlesung des Wochenabschnitts zu sorgen; jeder Einzelne sollte sich intensiv mit dem Wochenabschnitt befassen. Rabbiner Joschua J. Neuwirth zählt diese Beschäftigung mit dem Wochenabschnitt in seinem Werk »Schemirat Schabbat Kehilchata« (Kap. 42, 57-60) zu den Vorbereitungen auf Schabbat. Auch geistig muss ein Jude sich auf Schabbat vorbereiten!

Im Babylonischen Talmud (Berachot 8) heißt es: »Rabbi Huna Bar Jehuda sagte im Namen Rabbi Amis: Stets beende man seinen Wochenabschnitt zusammen mit der Gemeinde, zweimal den Text und einmal die Übersetzung, selbst Atarot und Dibon, denn dem, der seinen Wochenabschnitt mit der Gemeinde beendet, werden Tage und Jahre verlängert.« Gemeint ist, dass man die klassische Tora-Übersetzung ins Aramäische (Targum Onkelos) lesen soll. Was hat es mit »Atarot und Dibon« (Bamidbar 32, 3) auf sich? Raschi erklärt in seinem Talmud-Kommentar, dass man diese Ortsnamen, die Onkelos nicht übersetzt hat, dreimal in der Originalsprache lesen soll.

Im Kodex »Schulchan Aruch«, der heute als verbindlich gilt, ist der angeführten Vorschrift von Rabbi Ami ein ganzes Kapitel gewidmet: Orach Chajim 285. Über die Vorschrift, zweimal den Text und einmal die Übersetzung zu lesen, ist bereits sehr viel geschrieben worden. Rabbiner Chajim Avigdor Philipp hat diesem Thema sogar ein ganzes Buch gewidmet: »Sefer Bikure Chajim« (Antwerpen 5758). In dieser Publikation findet man nicht nur interessante halachische Erörterungen, sondern auch Auslegungen der oben zitierten Talmud-Passage.

Bemerkenswert ist die Entscheidung des Schulchan Aruch, dass ein Jude auch dann seine Pflicht erfüllt habe, wenn er statt Targum Onkelos den Tora-Kommentar von Raschi gelesen hat! Unter Halachisten gibt es allerdings eine Meinungsverschiedenheit, ob man Raschis Kommentar der aramäischen Übersetzung vorziehen darf. Rabbiner Joseph Karo, der Verfasser vom Schulchan Aruch, empfiehlt, dass Gottesfürchtige sowohl Targum Onkelos als auch Raschis Tora-Erklärungen lesen sollen!

Nicht zu übersehen ist, dass Raschis Kommentar

eine Vorzugsstellung eingeräumt worden ist. Fromme Juden können sich das Tora-Studium ohne den Text von Raschi überhaupt nicht vorstellen. Schon mehr als hundert Autoren – darunter bedeutende Tora-Gelehrte wie z.B. der Maharal von Prag – haben Raschis Kommentare in eigenen Werken ausführlich erläutert. Raschis Bemerkungen soll man natürlich nicht bloß flüchtig lesen, sondern nach Möglichkeit gründlich durchdenken.

Der Chafetz Chajim hat in einem Aufsatz über den Glauben (hebr.: Emuna) empfohlen, den Wochenabschnitt jede Woche mit Raschis Erklärung zu studieren: dieser Kommentar stärke die Emuna im Herzen des Menschen. Eine solche Stärkung brauchen wir alle. ■

Auf dem Berliner Jüdischen Friedhof Schönhauser Allee in Prenzlauer Berg wurde auf dem Fundament des zerstörten Friedhofsgebäudes nach anderthalbjähriger Bauzeit ein Lapidarium errichtet. Im rund 450 Quadratmeter großen Haus werden 70 Steine, deren ursprünglicher Standort nicht mehr bekannt ist, würdig bewahrt. Zugleich wird im Gebäude über die Friedhofsgeschichte und jüdische Trauer- und Begräbnisrituale informiert. Der Bau des Lapidariums wurde mit über einer Million Euro Lottomitteln ermöglicht und geht auf die Anregung von Rabbiner Dr. Andreas Nachama zurück. Der fünf Hektar große Friedhof hat 22 800 Einzelgräber und 750 Erbbegräbnisse. 1827 eröffnet, wurde ab 1880, (Eröffnung des Friedhofs Weißensee) hier kaum mehr beerdigt. A.P.

Rezept des Monats: Spinat-Reis

Ich habe den Reis in einem persischen Restaurant kennengelernt und das Rezept im Internet gefunden. Für 4 Personen braucht es demnach 800 g Blattspinat, 1 große Zwiebel, 2-3 EL Olivenöl, 50 g Rosinen, 350 g Basmati-Reis, Salz, Pfeffer, etwas Muskat, 1 TL Kreuzkümmel, je 1/2 TL Koriander und Kardamom bzw. 2 TL Curry (alles gemahlen), 1 TL Instantgemüsebrühe, 2-3 EL Walnusskerne, 2 Knoblauchzehen, 250 g Vollmilchjoghurt, 1 Zitrone und Minze. Spinat waschen und abtropfen, Blätter in Streifen schneiden, Öl im großen Topf erhitzen, feingewürfelte Zwiebel andünsten, Spinat zufügen, zugedeckt zusammenfallen lassen. Gewaschene Rosinen mit Reis und Gewürzen unter den Spinat rühren, mit 700 ml Wasser aufkochen, Brühe einrühren, zugedeckt bei schwacher Hitze 10-15 Min. dünsten. Topf vom Herd nehmen, Küchentuch zwischen Topf und Deckel legen, 5 Minuten abdampfen. Grob gehackte Nüsse ohne Fett rösten, Knoblauch hacken, Salz und Pfeffer, alles in Joghurt rühren, Spinat-Reis damit begießen und mit Zitrone und Minze garnieren. Hmm! ☺. R.

Jeder Tag ein Gedenktag

Von Jochanan Trilse-Finkelstein

Ziemlich selten finden wir bildende Künstler - Bildhauer, Grafiker, Maler - für den Gedenktag. Und wenn, dann oft solche, deren Jüdischsein so ausgeprägt nicht ist, wie bei dem französischen Impressionisten **Camille Pissarro** (10. Juli 1830 Saint Thomas/Antillen - 13. November 1903 Paris). Er entstammte einer jüdischen Kaufmannsfamilie aus Spanien, ist als Marra-ne zu erkennen. Zunächst lebte er in West-Indien, dann eine Weile in Venezuela, seit 1855 in Frankreich, meist in Paris und Umgebung. Er bildete sich autodidaktisch, doch verdankte er sowohl Corot wie Monet zahlreiche Einsichten und Techniken. Wichtig waren während des Londoner Exils - wegen des preußisch-französischen Krieges 1870/71 - Einfluss und Unterstützung des Kunsthändlers P. Durand-Ruel, denn der Künstler hatte über längere Zeit mit einer großen Familie in ziemlicher Armut gelebt. Später wirkte er selbst prägend auf Cezanne und Gauguin ein; ab 1884 unterhielt er Beziehungen mit G. Seurat. Daher wurde er eine der tragenden Figuren der Gruppe der Impressionisten, galt trotz abweichender Ansichten als lautere und zuverlässige Persönlichkeit, nahm zwischen 1874 und 1886 als einziger an allen acht Ausstellungen dieser Gruppierung teil. Zeitweilig neigte er zum Pointilismus. Neigte er in früherer Zeit zur eher poetischen Darstellung schlichter, intimer Landschaften, ging er in den neunziger Jahren zu realistischen Darstellungen moderner Stadt-, gar Großstadtlandschaften über, lehnte den Ästhetizismus der neuen Symbolisten ab. Auch der arbeitende, besonders der bäuerliche Mensch ward ihm zum Gegenstand. Er war volksverbunden und gesellschaftskritisch, hatte ein ausgeprägtes soziales Empfinden für Gerechtigkeit - sein wichtigstes jüdisches Erbe - und war von der Notwendigkeit gesellschaftlicher Veränderungen überzeugt. Er stand dem Sozialismus eines Proudhon nahe, teilte anarchistische Positionen Kropotkins und hatte auch Marx gelesen. Sein Veränderungswille hatte bisweilen messianische Züge.

Eingedenken für Camille Pissarro!

Über den Philosophen-Übervater Ernst Bloch ist hierorts mehrfach gehandelt worden, nun wendet sich Verf. aus gegebenem Grund - nach dem Maler - einem Komponisten zu: dem jüdischen Schweizer **Ernest Bloch** (24. Juli 1880 Genf - 16. Juli 1959 Portland/Oregon). Er studierte bei Dalcroze und L. Rey in Genz, später bei E. Ysaye und F. Rasse in Brüssel, bei I. Knorr und L. Thuille in Deutschland. Nach mehreren Stationen als Dirigent in Paris, Zürich, Lausanne und wieder Genf (bereits als Kompositionslehrer) war er in die USA gegangen (1916 - 1930, später wieder ab 1938), zunächst nach Cleveland, dann nach San Francisco als Instituts- bzw. Konservatoriumsleiter. 1930 - 38 war er noch einmal nach Europa zurückgekommen. - Seine künstlerische Entwicklung läßt sich auf etwa drei Etappen festlegen: Vor dem ersten Weltkrieg ist Bloch von Spätromantik und Impressionismus bestimmt (Sinfonie in cis, 1901), Chorwerke, eine Oper »Macbeth« (1910); die Zeit ab 1913 bis etwa 1933 ist von dem Versuch geprägt, eine national-jüdische Musik zu schreiben mit folgenden Werken: »Trois Poèmes Juives« (für Orchester, 1913), »Der 22. Psalm« (für Bariton und Orchester, 1914), »Schelomo« (Salomo, hebr. Rhapsodie für Violoncello und Orchester, 1916), »Israel« (Sinfonie mit 5 Solostimmen, 1916), »Baal Schem« (für Violine und Klavier, 1923), »Sacred Service« (für die Sabbatliturgie, mit Bariton, Chor und Orchester, 1933); in der dritten Phase, dem Spätwerk, »ist er einer mystischen und poetischen Ausdrucksgebung mächtig« (David Even). Weitere Werke: »America« (1926), »Helvetia« (1928), »Voice in the Wilderness« (Sinfonische Dichtung, 1936), »Evocations« (Sinf. Suite, 1937), »Violinkonzert« (1938), »Concerto symphonique« (1948) u.a. »Ich bin Jude und strebe danach, jüdische Musik zu schreiben.«

Zwar entlehnt er keine Motive aus der Liturgie der Synagoge noch verwendet er Orientalismen. Er lausche auf seine innere Stimme, wie er einmal schrieb, spiegele »die vielschichtige, glühende und erregte jüdische Seele, deren Schwingungen die Bibel erfüllen«. Andererseits steht er im Weltmusikerbe (Barockelemente, vor allem Fugen) wie in schweizerischen Traditionen (Pastorale und ländliche Tänze). Sicher ist es auch ihm nicht gelungen, eine im eigentlichen Sinne nationaljüdische Musik zu schreiben, doch ist sein Werk ein ernstzunehmender Versuch, ein Meilenstein dahin. Eingedenken für Ernest Bloch!

Den Daten folgend, wären wir jetzt wieder bei der Literatur, bei einem ganz

großen Meister: dem deutschschreibenden Juden sefardischer Herkunft aus Rustschuk/Bulgarien, den man zur österreichischen Literatur rechnet: **Elias Canetti** (25. Juli 1905 - 1994 Zürich). Schlimm-berühmt ist sein Satz am Anfang seines wichtigsten Romans »Die Blendung« (1930/31): »Auf einem mittelalterlichen Holzschnitt, über dessen Naivität er (die Hauptfigur Kien) immer lachte, waren einige dreißig Juden verzeichnet, die lichterloh brannten und verstockt noch auf dem Scheiterhaufen ihre Gebete schrien.« Eine grausige Metapher für die Geschichte dieses Philologen Kien, des nichthandelnden Intellektuellen, der am Faschismus wie an seinem Verhältnis dazu scheitert, sich blendet wie Ödipus und im großen Brande der Bücher endet. (Übrigens sicher von Belang, daß der Sefarde Canetti vor allem Juden auf dem Scheiterhaufen sieht, wie seinerzeit in Spanien üblich, während die Inquisition in Heiligen Römischen Reich deutscher Nation vor allem Frauen als Hexen verbrannt hat.) Ja, dieser Scheiterhaufen war ein Menetekel für die brennenden Städte Europas, die Krematorien von Auschwitz, den Atompilz, die Vernichtung der Juden und schließlich aller. Ein Warnepos ohnegleichen. Dennoch: Das Prinzip Hoffnung gab dieser Autor niemals auf. Der Gedenktag gedachte seiner ausführlich, vgl. vor allem Jk 10/1994. Eingedenken zum 100. Geburtstag von Elias Canetti!

Vom »Wunder an der Weichsel« hatte man geredet - im Westen, ja sogar von der »18. Entscheidungsschlacht der Weltgeschichte«. Für die proletarische Revolution war es eine Tragödie, für Stalin damals ein »Privatkrieg«, so Trotzki. Stalin war damals - 1919/20 in den Bürger- und Interventionskriegen zur Vernichtung der sozialistisch-proletarischen Revolution - Kriegskommissar der Südwestfront und wollte Lemberg einnehmen. Er schickte Budjonnys Reiterarmee dahin, und das konnte falscher nicht sein: Mit Kavallerie kann man keine gute Festung einnehmen. Stattdessen sollte diese Reiterarmee laut Befehl des Oberkommandos der Roten Armee - und deren Chef hieß damals Trotzki - den Marschall Tuchatschewski vor Warschau einsetzen. Tuschatschewski sollte mit unterlegenen Kräften Warschau einnehmen, doch die polnische Armee unter Pilsudski war stärker - die Rote Armee unterlag, und die Reiterarmee verzehrte sich vor Lemberg. Polen war weiß geblieben, die Revolution in Deutschland gescheitert. Weichenstellung für das 20. Jahrhundert! Stalin jedoch war damals abgelöst worden und hat das niemals verziehen: Seine drei Hauptwidersacher, die vor Warschau dabei waren, endeten tödlich: Tuchatschewski ward 1937 ermordet, Isaak Babel, der dichterische Hauptzeuge 1940 - und der Hauptfeind ebenfalls 1940: **Leo Davidowitsch Trotzki** (eigtl. Leip Bronstein, 28. Oktober/ 7. Nov. 1879 Janowka/Cherson - 21. August 1940 Coyoacán/Mexico).

Der General geht uns hier weniger an, aber das Ende der zwei revolutionären Juden zeigt uns nicht nur russisch-polnische, europäische oder höchst widersprüchliche Revolutionsgeschichte, sondern ein Stück jüdische. Trotzki's Tod ist nun 65 Jahre her, es ist Zeit Eingedenken zu halten, sein 50. war, kurz bevor diese Reihe »Gedenktag« begonnen hatte. Nun kann Trotzki's ereignishaft Biografie mit seinen vielen Erfolgen und Niederlagen, Kommandostellen und Verhaftungen, seinen frühen Auseinandersetzungen mit Lenin, seinem späterem Machtkampf mit Stalin, sein Verlust der hohen Partei- und Staatsämter, sein Ausschluß aus der Kommunistischen Partei, seine Verbannung aus Moskau, schließlich die Vertreibung ins Exil; seine Ermordung in Mexico nicht dargestellt werden. Auch seine ideologisch-politischen Konzepte nicht, etwa seine »Weder Krieg noch Frieden-Haltung« 1918 in Brest-Litowsk noch seine »Theorie der permanenten Revolution«. Seine ästhetisch-kulturellen Ideen ebenfalls nicht und seine Liebes- und Familien-Beziehungen nicht. Nur eines sei hier angemerkt: Seine Haltung und Meinungen zu Judentum und Jüdischkeit. Dass im Kampf der Stalinisten gegen »Trotzkismus« die Jüdischkeit Trotzki's ins Feld geführt ward, mag als Propaganda gewertet werden. Indes war T. ein Kritiker des Zionismus und damit des nationalen Sonderwegs der Juden. Er förderte und forderte die Emanzipation der Juden und zwar weltweit. Er warnte vor Rassismus und besonders vor dem deutschen NS-Faschismus, war der Begründer einer Faschismus-Analyse. Auch er gehört in eine jüdische Geschichte und sein Erbe sollte kritisch, nicht apologetisch, gewahrt bleiben. Eingedenken für Bronstein-Trotzki!

Wir wünschen uns allen einen freundlichen Wahlkampfsummer 2005!

Monat Juli

Montag, 4. Juli

Ausstellungsbesuch. »Europas Juden im Mittelalter«.

Kostbare Leihgaben und seltene Zeugnisse veranschaulichen, wie das europäische Judentum zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert mit seinen beiden europäischen Zentren Aschkenas am Rhein und Sepharad auf der iberischen Halbinsel die Geistesgeschichte und das Sozialleben in Europa geprägt hat. **Treff: 12 Uhr** vor dem Pei-Bau (Hinter dem DHM-Zeughaus, Unter den Linden). Eintritt frei.

14.30 Uhr Treffen Child Survivor im JKV Treffen der Mitglieder der Organisation Child Survivor und weiterer jüdischer Kinderüberlebender in den von Nazis besetzten Gebieten und in Deutschland

Dienstag, 5. Juli, 19 Uhr *

»Sprache ist Selbstbehauptung!« Vadim Brovkin (Moskau/Berlin) spricht über linguistische Klippen für russischsprachige Einwanderer, die Deutsch lernen wollen...

Gemeinsam mit Rosa Luxemburg Stiftung

Donnerstag, 7. Juli, 19 Uhr *

»...sind wir am 9.11.1943 in den Untergrund gegangen«.

Gisela Jacobius (Jahrgang 1923), deren Schicksal das Thema ist, spricht gemeinsam mit der Autorin des Buches Magrit Delius über das bewegte Leben einer Berliner Jüdin als »U-Boot«. Lesung aus ihrem in Buchform erschienenen Interview. Buchverkauf.

Donnerstag, 14. Juli, 18 Uhr

»Was können wir von den geplanten Neuwahlen zum Deutschen Bundestag eigentlich erwarten?«

Ein aktuelles Gespräch mit Dr. Gert Kaiser (Russisch)

Bis zum 15. August finden im Jüdische Kulturverein Berlin e.V. keine Veranstaltungen statt.

Das Büro ist jeweils am Dienstag, Mittwoch und Donnerstag in der Zeit von 10 - 15 Uhr besetzt. Der Anrufbeantworter wird regelmäßig abgehört.

Wegen der bis Redaktionsschluss noch ungewissen künftigen Arbeitskräftelage (ABM, SAM, 1-Euro-Jobs) kann der Vorstand erst im Sommer klären, wie der JKV ab September weiterarbeiten wird.

Monat August

Sonntag, 14. August

Tischab'Aw. Fastenende: 21.23 Uhr

Montag, 15. August

»Die neuen Hebräer 100 Jahre Kunst in Israel«. Ausstellung im Martin-Gropius-Bau, Niederkirchnerstr.7, **Treff: 15 Uhr** vor dem Gebäude. Eintritt 6/4 Euro

Mittwoch, 17. August, 15 Uhr

Teatime. Gespräch zur weltpolitischen Lage mit Ralf Bachmann

Sonntag, 21. August, 16 Uhr *

Bettina von Arnim politisch: »Zum Andenken an die Frankfurter Judengasse« Dr. Ursula Püschel stellt ihr Buch vor

Mittwoch, 24. August

»Café Nostalgie« Eine Reise gen Norden. Wir besuchen Herrn Abrahamson in seinem Kaffeehaus, wo es hervorragenden Kuchen, allerlei zu besichtigen und manches von ihm zu erfahren gibt. **Treff: 14 Uhr** S-Bahnhof Karow (Weiter mit Regionalbahn). Autofahrer: Wandlitzsee, Bonner Str. 5

Sonntag, 28. August, 16 Uhr

»Wer die Wahl hat, hat die Qual.« Ein hoffentlich anregendes Gespräch unter uns über die gestrige, heutige und künftige Lage in Deutschland.

Donnerstag, 25. August, 15 Uhr

Psychologische Beratung mit Yakov Flek (bitte tel. anmelden) (Russisch)

Dienstag, 30. August, 19 Uhr *

»Juden in Rheinsberg«. Es sprechen: Dr. Peter Böthig und Stefanie Oswald

Mittwoch, 31. August, 15 Uhr

Musikalischer Teenachmittag mit Galina Varga (Klavier). Frau Varga wurde 1928 als blindes Kind in Paris geboren. Die Eltern, jüdische Unternehmer aus Weißrussland/Ukraine, waren 1918 ins Ausland emigriert. 1940 floh die Familie nach Nizza, 1942 nach Buenos Aires. 1963 ging sie nach Westberlin, wo sie dank ihrer Sprachkenntnisse (Russisch, Deutsch, Französisch und Spanisch) arbeiten konnte. Sie spielt für uns Musik von Mozart, Schubert und Chopin.

Unkostenbeitrag: € 3,- / 1,50 (Mitglieder und Förderfreunde frei)

Nächste Vorstandssitzung: Montag, 22. August, 16 Uhr

Andernorts & anderes:

Jüdische Galerie Berlin. Sommer-session. Ölmalerei, Keramik Zurkan, Schnittmann, Antoniok, Rioni, Kurtu. Vernissage 3. Juli, 14 Uhr. Bis 28.08. Oranienburger Str. 31, 10117 Bln. Tel. 2828623, www.juedische-galerie.de Mo-Do 10-18, Fr 10-17, So 11-15

Bilderwelten - Weltbilder. Auseinandersetzung mit der Islamophobie. Ausstellung über u.a. ihre Entstehung, historische Entwicklung sowie Konstruktion und soziale Vermittlung eines bestimmten medialen Slambildes. Bis zum 22. Juli, Haus der Demokratie und Menschenrechte, Greifswalder Str. 4, 10405 Berlin, 10 und 17 Uhr und nach Vereinbarung. Tel. 20165520.

Das Hackesche Hoftheater kennt als einziges Berliner Innenstadtheater ohne Förderung keine Ferien und präsentiert daher bis zum 31. August den 13. Musiksommer. Tel. 2832587 oder www.hackesches-hoftheater.de

Auf www.hagalil.com ist der JKV präsent. Doch selbst ohne den Hinweis auf den JKV empfehlen wir allen, die mehr über jüdisches Wissen wollen, diese Internetseiten zu besuchen. Auch Hagalils Leben ist wegen abgekoppelter staatlicher Zuschüsse bedroht.

I M P R E S S U M

Jüdischer Kulturverein Berlin e.V.

10117 Berlin, Oranienburger Str. 26

(Eingang Krausnickstraße)

Bürozeit: (Siehe linke Spalte unten)

Tel: 49/30/2826669, 28593052

Fax: 49/30/28593053

E-Mail: JKV.Berlin@t-online.de

Bankverbindung: Berliner Bank

BLZ 10020000

Konto-Nr.: 7183461300

Redaktion: Dr. Irene Runge v. i. S. d. P.

Redaktionsschluss: 23. Juni 2005

»JK«-Abo: Solidarische € 35,- pro Jahr

(Europa) bzw. \$ 60,- (Übersee/Israel).

Bitte Spendenbescheinigung anfordern.

ISSN 1434-6133

*Der JKV ist Gründungsmitglied im
Migrationsrat Berlin-Brandenburg*

Im JKV gelten die Allgemeinen
Geschäftsbedingungen des
Jüdischen Kulturvereins Berlin e.V.

Die »Jüdische Korrespondenz« ist auch unter www.migrationsrat.de/Mitglieder/116 »JK« zu finden